

Die Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland (1971–1975) in der Erinnerung der Synodalen

Joachim Schmiedl

1. Die Vorgeschichte

1.1 Theologische und gesellschaftliche Zeitansage

Das Zweite Vatikanische Konzil war ein großer Aufbruch für die katholische Kirche¹. Die Kirche vor dem Konzil wurde empfunden als „erstarrte Kirche, die so unbeweglich war, wo jede Kleinigkeit geregelt war, wo keine Freiheit und kein Spielraum war“ (Anton Böckel). Ein engagierter Jugendlicher wie Walter Bayerlein (geb. 1935) empfand die Situation wie eine Betonwand:

„Aber noch näher ging mir die Situation, dass mir vieles sehr betontiert vorkam in der Kirche. Liturgisch, man kann sich gar nicht vorstellen, wie das damals war. Es war ja für einen anständigen Katholiken anrühlich in der Bibel zu lesen, weil die Auslegung also dann ganz gefährlich und willkürlich wird, also der Heilige Geist offenbar nur bei demjenigen, der das Predigen gelernt hat, zu Hause ist. Und so konnte man mit jungen Leuten nicht umgehen. Und wenn man also auf der Schiene läuft: Gott ist ein Gott der Freiheit, dann zwingt er ja auch keinem sein Wort auf und dann muss man ihn das lesen lassen, damit man sich überhaupt damit beschäftigen kann. In der Liturgie, man durfte ja nicht einmal beim Zahnputzen Wasser runterbringen, sonst war die Nüchternheit geplatzt und man konnte nicht mehr zur Kommunion gehen. So war das. Von der Sexualmoral gar nicht zu reden. Die Ökumene war eine Katastrophe.“ (Walter Bayerlein)

¹ Zur Rezeption des Konzils in der Bundesrepublik Deutschland vgl. SCHMIEDL, Joachim, *Dieses Ende ist eher ein Anfang. Die Rezeption des Zweiten Vatikanischen Konzils durch die deutschen Bischöfe (1959–1971)*, Paderborn 2014.

In diese erstarrte Kirche des Nachkriegsjahrzehnts erfolgte die Einberufung und Vorbereitung des Konzils. Von diesem Prozess zeigte sich Anton Böckel (geb. 1929) begeistert:

„Und dann auf einmal dieser Aufbruch und diese Euphorie, ein neues Pfingsten jetzt, die Kirche geht auf die Welt zu, öffnet sich der Welt und wir machen weit unsere Arme auf. Diese sagenhafte Ansprache von Papst Roncalli, Johannes XXIII.: Eröffnung des Konzils von einer neuen Zukunftsperspektive und dem Guten in der Welt². Bei uns war es immer das Böse, wir feuerten auf die Welt, wie eine Festung, die eben in sich gesichert ist und darauf achten muss, dass nichts von dieser bösen Welt in unsere Festung herein kommt. Und jetzt auf einmal sagt Johannes XXIII.: Kameraden, wir machen die Tore auf. Und dann kommt das Neue. Und jetzt erwarten wir das neue Pfingsten, man hört die Flügel rauschen des Heiligen Geistes. Wie geht es weiter, was kommt jetzt alles noch? Dann haben wir natürlich sehr stark erlebt die Liturgiereform. Die hat ja nun sehr stark in das kirchliche Leben eingegriffen. Da war Konzil erlebbar, erfahrbar, nicht nur im Fernsehen, sondern im Alltag der Kirche.“ (Anton Böckel)

Mit seiner eigenen Lebensgeschichte verknüpft Ernst Engelke (geb. 1941) die Jahre des Konzils und die Impulse, die ihn und andere zum Engagement in Reformgruppen geführt haben: „Im Jahr 1962 habe ich mit dem Theologiestudium begonnen und bin ins Priesterseminar gegangen. An meinem Geburtstag im Oktober 1962 hat das Konzil Vaticanum II begonnen. Dieses Konzil hat mich mit seinen theologischen und kirchenstrukturellen Reformansätzen in meinem Theologiestudium und auch in meinem Wunsch, Priester zu werden, getragen. Das Vaticanum II hat mich als Hoffnung und auch als Zusage für Veränderungen in einer sehr veralteten Kirche motiviert. Zwei Jahre nach dem Ende des Konzils bin ich geweiht worden und habe mich als Kaplan für die Umset-

² Den Text siehe bei: Johannes XXIII., *Ansprache anlässlich der feierlichen Eröffnung des Zweiten Vatikanischen Konzils am 11. Oktober 1962*, in: HÜNERMANN, Peter / HILBERATH, Bernd Jochen (Hrsg.), *Die Dokumente des Zweiten Vatikanischen Konzils. Theologische Zusammenschau und Perspektiven* (Herders theologischer Kommentar zum Zweiten Vatikanischen Konzil, 5), Freiburg 2006, S. 482–490.

zung der Konzilsbeschlüsse eingesetzt. Ich hatte mich mit den Reformbewegungen, wie zum Beispiel in Holland, verbunden gefühlt und damit meine Hoffnungen auf eine Veränderung der Kirche verknüpft: Rückbesinnung auf das Evangelium, Aggiornamento, Anpassung an das, was jetzt gefordert ist, wie die Priestergruppen³ in den sechziger und siebziger Jahren es gefordert haben. Ich selbst hatte engen Kontakt zum Freckenhorster Kreis⁴ und habe dann selbst als junger Kaplan in der Diözese Hildesheim eine Priestergruppe gegründet, bin dann auch zum Sprecher dieser Priestergruppe gewählt worden und habe engagiert für Reformen in der Diözese geworben. Auf diese Weise bin ich relativ schnell bekannt und auch in den Seelsorgerat der Diözese gewählt worden.“ (Ernst Engelke)

Der spätere Aachener Weihbischof Gerhard Dicke (geb. 1928) konstatierte „natürlich damals eine gewisse Aufbruchsstimmung, und zwar nach meinem Eindruck nicht nur durch das Konzil, sondern von einer ganz anderen Seite her auch, na ich habe es mal so formuliert, die Nachkriegszeit war auch im Grunde zu Ende, es bestand ein relativer wirtschaftlicher Aufschwung, die damaligen Zahlen steigerten sich eigentlich so von Jahr zu Jahr. Das heißt, es herrschte über allen Problemen doch ein gewisser Wohlstand und es gab natürlich enorme technische Erfolge, die, ich drücke es mal so aus, auch einen gewissen weltlichen Fortschrittsoptimismus unterstützten, der sich natürlich auch bis in das kirchliche Leben widerspiegelte. Sagen wir mal, es war sehr viel Optimismus, aber vielleicht aus heutiger Sicht auch manchmal eine etwas übergroße Machbarkeitsüberschätzung, so würde ich es mal ausdrücken, nicht?“ (Gerhard Dicke)

³ Vgl. UTSCH, Edgar (Hrsg.), *Dem Konzil verpflichtet – verantwortlich in Kirche und Welt. Priester- und Solidaritätsgruppen in Deutschland (AGP) 1969–2010: eine Bilanz nach 40 Jahren* (Theologie und Praxis. Abteilung B 25), Berlin 2010; VOGES, Stefan, *Konzil, Dialog und Demokratie. Der Weg zur Würzburger Synode 1965–1971* (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte Reihe B, Forschungen 132), Paderborn 2015, S. 87–100.

⁴ Vgl. GROSSBÖLTING, Thomas, „Wie ist Christsein heute möglich?“. *Suchbewegungen des nachkonziliaren Katholizismus im Spiegel des Freckenhorster Kreises* (Münsteraner theologische Abhandlungen 47), Altenberge 1997.

Die Prägung durch die katholische Jugendarbeit war für die späteren Synodalen zum großen Teil selbstverständlich. Eine gewisse geistige Enge war spürbar gewesen (Walter Bayerlein). Aber „1967, 68 war, auch in den kirchlichen Gremien und in der kirchlichen Jugendarbeit gab es eine Aufbruchsstimmung, die Studentenbewegung und die gesellschaftlichen Reformdiskussionen waren auch in der Kirche präsent“ (Franz Hamburger). So wurde das Konzil für die späteren Synodalen zu einem Zeichen des Aufbruchs der katholischen Kirche. Diese generationelle Prägung verbindet die Synodalen.

Doch die konziliare Euphorie hielt nicht lange an. „Ende der 60er, Anfang der 70er war eigentlich schon ein Abschwung dieses kirchlichen Aufbruchs“ (Ralf Dantscher). Für Marita Estor (geb. 1932) kam deshalb die Synode eigentlich zu spät: „Der Impetus vom Konzil, der war da im Grunde schon, da war die Luft raus.“ (Marita Estor) In diesen Jahren, für die als Symboldatum „1968“ steht, sieht Ralf Dantscher (geb. 1940) zwei Grundströmungen wirksam: „Eine starke Grundströmung ist die Emanzipation, ja, wie sie in der Frauenbewegung zum Beispiel zum Ausdruck gekommen ist oder wie es da Ansätze gab für eine andere Pädagogik, eine emanzipatorische. Oder die ganzen Entwicklungen auch im gewerkschaftlichen Bereich mit Mitbestimmung und so alles, was da entstanden ist an Emanzipation, an demokratischen Vorstellungen – war eine der großen Bewegungen. Und eine zweite große Bewegung, die, glaube ich, zu unserer Zeit gehört, ist die, dass wir heute ein wesentlich höheres Verständnis von Freiheit haben und für uns also auch freiheitliche Verwirklichung haben, ja.“ (Ralf Dantscher)

Diese Strömungen verbanden sich 1968 – „ein bekanntes und berühmtes Jahr“ (Edmund Erlemann) – mit einigen Entwicklungen in Kirche und Gesellschaft, die konfliktiv ausgetragen wurden: „Und 68 kam natürlich viel zusammen: der Einmarsch der Russen in der Tschechoslowakei, Humanae Vitae innerkirchlich, die Studentenrevolte – in Anführungszeichen. Das alles war ein sehr unruhiges Jahr 68. Ganz interessant: Der damalige amtierende Chefredakteur der Münchner Kirchenzeitung⁵, ein durchaus hoch qualifizierter

⁵ Hannes Burger (geb. 1937), ab 1968 für die „Süddeutsche Zeitung“, seit 1990 für „Die Welt“ tätig.

Journalist, später bei der Süddeutschen tätig, immer mit einer leichten Narbe, wenn es um Kirchliches ging. Der wurde damals geschasst, weil er in einer Glosse auf der Einzugsseite, den Einmarsch der Russen in die Tschechoslowakei mit *Humanae Vitae* und der Durchsetzungskraft Roms verglichen hat und gesagt hat: Wir Katholiken können nur froh sein, dass der Papst keine Panzer hat. Aber vielleicht ist das auch mal ganz interessant, auch die Konsequenz daraus. Er musste gehen.“ (Walter Bayerlein) Und all diesen Strömungen gegenüber, so Ralf Dantscher, „war diese Kirche wie eine alte ratlose Tante“.

1.2 Der Auslöser: Essener Katholikentag

Am 25. Juli 1968 unterzeichnete Papst Paul VI. die Enzyklika „*Humanae vitae*“⁶. Das Thema Ehe und Familie war „in allen Diözesen ein heißes Eisen“ (Aloys Heck). Noch in der Sommerpause veröffentlichten die deutschen Bischöfe am 30. August die „Königsteiner Erklärung“⁷. Am 04. September begann in Essen der 82. Deutsche Katholikentag⁸.

⁶ Der Text der Enzyklika: PAUL VI., *Enzyklika Papst Pauls VI. über die rechte Ordnung der Weitergabe menschlichen Lebens. Von den deutschen Bischöfen approbierte Übersetzung. Ansprache Papst Pauls VI. in Castel Gandolfo am 31. Juli 1968* (Nachkonziliare Dokumentation 4), Trier 1968. Vgl. BÖCKLE, Franz (Hrsg.), *Freiheit und Bindung. Dokumente Paulus VI, Papa Enzyklika „Humanae vitae“, Wort der deutschen Bischöfe vom 30.8.1968, Erklärung der österreichischen Bischöfe vom 21.9.1968*, Kvelaer 1968; BÖCKLE, Franz / HOLENSTEIN, Carl (Hrsg.), *Die Enzyklika in der Diskussion. Eine orientierende Dokumentation zu „Humanae vitae“*, Zürich 1968; WEBER, Leonhard M., *Exkurs über die Enzyklika „Humanae vitae“*, in: VORGRIMLER, Herbert (Hrsg.), *Das Zweite Vatikanische Konzil. Konstitutionen, Dekrete und Erklärungen. Lateinisch und Deutsch. Kommentare. Teil III* (Lexikon für Theologie und Kirche. Zweite, völlig neu bearbeitete Auflage, 14), Freiburg 1968, S. 607–609; LÜDECKE, Norbert, *Einmal Königstein und zurück? Die Enzyklika Humanae vitae als ekklesiologisches Lehrstück*, in: MEIER, Dominicus M. / PLATEN, Peter / REINHARDT, Heinrich J. F. / SANDERS, Frank (Hrsg.), *Rezeption des zweiten Vatikanischen Konzils in Theologie und Kirchenrecht heute. Festschrift für Klaus Lüdicke zur Vollendung seines 65. Lebensjahres* (Münsterischer Kommentar zum Codex iuris canonici. Beiheft, 55), Essen 2008, S. 357–412.

⁷ Vgl. DEUTSCHE BISCHOFSKONFERENZ, *Verlautbarung der Deutschen Bischofskonferenz zur Diskussion um die Enzyklika „Humanae vitae“*, in: *Kirchliches Amtsblatt für das Bistum Trier* 112 (1968), Nr. 18, 15. September 1968, S. 133.

⁸ Vgl. ZENTRALKOMITEE DER DEUTSCHEN KATHOLIKEN (Hrsg.), *Mitten in dieser*

Die Papstbotschaft wurde nicht, wie sonst üblich, vom Ortsbischof Franz Hengsbach (1910–1991) verlesen, sondern vom Vorsitzenden der Bischofskonferenz, Kardinal Julius Döpfner (1913–1976): „Und das hat Döpfner gemacht und hat das so unbeteiligt vorgelesen, dass gar keiner Buh schreien konnte. Das ist also in Schweigen einfach verlesen worden und er hat auch nichts dazu gesagt, weil er wusste, was für ein Brandthema das war.“ (Norbert Essink) Dem Ruhrbischof wurden Transparente entgegen gehalten: „Hengsbach, wir kommen, wir sind die linken Frommen“. Edmund Erlemanns (1935–2015) Erinnerung: „Das war so etwas wie eine kleine Revolution und dieser Revolution verdankt ja unsere deutsche Kirche die gemeinsame Synode.“

In der Tat waren die Ereignisse in Essen und die Besprechungen am Rand des Katholikentags Auslöser für die zu planende Synode⁹, wie sich der Präsident der Versammlung, Bernhard Vogel (geb. 1932), erinnert: „Das Erlebnis des Katholikentages 1968 in Essen, der ja ein Markstein in der Geschichte der Deutschen Katholikentage darstellte und der uns, insbesondere Kardinal Döpfner, Fritz Kronenberg und mich noch während des Katholikentages dazu bewogen hat, zu sagen, wir müssen das Heft in die Hand nehmen. Und am Samstagnachmittag haben wir in einem Café in Essen beschlossen, wir müssen eine Synode machen.“ (Bernhard Vogel) Da in den Niederlanden bereits das Pastorkonzil mit seiner Arbeit begonnen hatte, lag der Gedanke an eine Synode nahe. Auch der junge Bischof von Speyer, Friedrich Wetter (geb. 1928), dachte in diese Richtung: „Auf dem Essener Katholikentag fand ja eine bis dahin unbeschreibliche Beschimpfung von Papst und Bischöfen statt. Ich erinnere mich an eine solche Veranstaltung in der Grugahalle. Ich war erst drei Monate Bischof und dachte: Wie kann ich mit diesen Dingen in meiner Diözese umgehen? Diese Fragen betreffen die anderen Diözesen genauso. Da kam mir der Gedanke: Eigentlich müsste man

Welt. 82. Deutscher Katholikentag vom 4. September bis 8. September 1968 in Essen, Paderborn 1968; HEINRITZI, Florian, *In Frage gestellte kirchliche Autorität*, in: *Schweizerische Zeitschrift für Religions- und Kulturgeschichte* 104 (2010), S. 51–78; VOGES, *Konzil, Dialog und Demokratie*, S. 133–149.

⁹ Vgl. VOGES, *Konzil, Dialog und Demokratie*, S. 149–184.

das zusammen angehen. Alle deutschen Diözesen. Eine gemeinsame Synode. Ich verließ die Grugahalle zusammen mit Kardinal Döpfner und sagte ihm: Keine Diözese kann mit diesen Fragen alleine fertig werden. Wir müssen eine gemeinsame Synode halten. Dann schaute er mich an und sagte: Du meinst das auch? Da habe ich gesagt: Ja. Ich weiß nicht, ob Döpfner auch in dieser Versammlung diese Idee bekam oder ob er das vorher schon mit Leuten besprochen hatte, das weiß ich nicht, ich weiß nur, ich höre das noch in meinem Ohr: Du denkst das auch? Ja.“ (Friedrich Wetter)

Parallel zu den Ereignissen auf dem Katholikentag hatte der Bundesvorstand der Christlichen Arbeiterjugend (CAJ) auf der Vollversammlung des Bundes der deutschen katholischen Jugend (BDKJ) den Antrag auf eine Nationalsynode eingebracht. Das Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK)¹⁰ verwies diesen dann vom BDKJ insgesamt getragenen Antrag an seinen Hauptausschuss. Im Februar 1969 stimmte die Deutsche Bischofskonferenz¹¹ der Vorbereitung und Durchführung einer Synode zu. Friedrich Kronenberg (geb. 1933), Sekretär des ZdK, sieht einen Zusammenhang zur Zeitsituation: „Ja so lief das damals, erstaunlich innerhalb von wenigen Wochen kam es zu dieser Meinungsbildung. Aber das hängt sehr stark mit der damaligen Zeit zusammen, einmal mit dieser allgemein in der Gesellschaft zu beobachtenden Strömung, Gesellschaft, Staat, Kirche, anders, neu zu strukturieren, nicht wahr, was der politische Bereich der außerparlamentarischen Opposition war und so weiter, nicht wahr, das spielte natürlich auch hier mit hinein. Es war wohl nicht nur das Konzil, sondern auch die gesellschaftliche Veränderung, die wir ja auch weltweit hatten, nicht wahr. Das war ja nicht nur auf Deutschland bezogen, auch Europa und die USA hatten das. Also diese kritische Einstellung vor allem der jungen Generation spielte hinein.“ (Friedrich Kronenberg)

¹⁰ Vgl. GROSSMANN, Thomas, *Zwischen Kirche und Gesellschaft. Das Zentralkomitee der deutschen Katholiken 1945–1970* (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte. Reihe B: Forschungen 56), Mainz 1991; VOGES, *Konzil, Dialog und Demokratie*, S. 67–82.

¹¹ Vgl. SCHMIEDL, Joachim, *Die Deutsche Bischofskonferenz*, in: *Theologische Quartalschrift* 196 (2016), Nr. 1, S. 5–21.

Bereits 1967 hatte die niederländische katholische Kirche mit ihrem Pastorkonzil in Noordwijkerhout¹² begonnen. Eine Einordnung dieser Versammlung und ihrer Bedeutung für die deutsche Synode gibt Friedrich Kronenberg:

„Ich bin in dieser Zeit auch in Holland gewesen, in Noordwijkerhout und habe mir da angeschaut, wie das mit dem Pastorkonzil lief, auch weil viele in Deutschland davon schwärmten, das sei das Modell, wie wir es in Deutschland brauchten. Ich kam ziemlich ernüchternd nach Hause. Die Diskussionen waren dort sehr erfrischend, jeder konnte dort sagen, was er wollte und hat das auch getan. Das war also wirklich anregend dabei zu sein, aber das hatte keine verbindliche Struktur. Und deshalb ist es ja auch aufs Ganze gesehen für die Niederlande, ich weiß nicht, ob ich hergehen darf und sagen, das war wirkungslos, es hat sicherlich seine Wirkung gehabt, nicht wahr, aber es ist alles nicht recht greifbar und auch in der späteren Umsetzung haben sich die Bischöfe schwer getan, und die sich nicht schwer damit taten, taten sich dann mit Rom schwer und so weiter. Das war halt doch ein Ergebnis dieser sehr ungeordneten Verhältnisse, die es bei diesem Pastorkonzil gab und das war für uns ein Grund, das bewusst anders zu machen. Also wir haben schon bewusst gesagt, die Gemeinsame Synode der Bistümer der Bundesrepublik Deutschland muss von der Rechtsstruktur her so etwas wie ein Gegenmodell zu den Niederlanden sein, nicht im Sinne einer Gegnerschaft, sondern im Sinne eines Lernprozesses. Das hat auch bei manchen, die in der Öffentlichkeit oder im kirchlichen Bereich ihre Meinung äußerten mit eine Rolle gespielt, weil sie merkten, dass wir etwas an-

¹² Vgl. GÄRTNER, Stefan / JACOBS, Jan, *Auf eine neue Weise Kirche sein*, in: *Pastoraltheologische Informationen* 31 (2011), Nr. 1, S. 25–38; JACOBS, Jan, *Das Pastorkonzil der niederländischen Kirchenprovinz (1966–1970). Eine neue Art der Autoritätsausübung*, in: SCHMIEDL, Joachim (Hrsg.), *Nationalsynoden nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil. Rechtliche Grundlagen und öffentliche Meinung* (Theologische Berichte, 35), Freiburg/Schweiz 2013, S. 57–64; JACOBS, Jan, *Der Verlauf des Pastorkonzils der niederländischen Kirchenprovinz, die behandelten Themen und das Resultat*, in: SCHMIEDL, Joachim (Hrsg.), *Nationalsynoden nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil. Rechtliche Grundlagen und öffentliche Meinung* (Theologische Berichte, 35), Freiburg/Schweiz 2013, S. 217–224; VOGES, *Konzil, Dialog und Demokratie*, S. 119–131.

deres wollten als in Holland, eine Rolle gespielt in den Vorbehalten uns gegenüber“ (Friedrich Kronenberg).

1.3 Die Vorbereitung der Synode

1.3.1 Strukturen

Nach dem Beschluss der Deutschen Bischofskonferenz vom Februar 1969¹³, eine Synode durchzuführen, mussten die entsprechenden Strukturen geschaffen werden. Die Verantwortung wurde dem Sekretär der Bischofskonferenz, Prälat Dr. Karl Forster (1928–1981)¹⁴, übertragen. Friedrich Kronenberg erinnert sich daran,

„wie ich stellvertretender Sekretär der Synode geworden bin. Das habe ich zunächst gar nicht erwartet, denn bevor die Synode begann, hatte ich schon viel mit ihr zu tun mit den Vorbereitungen und so weiter. Aber, wie das häufig so geht, der Sekretär der Bischofskonferenz und ich als Generalsekretär des Zentralkomitees und als Dritter im Bunde war noch unser geistlicher Direktor des Zentralkomitees, der Klaus Hemmerle¹⁵, der spätere Bischof von Aachen. Wir drei waren der Kern der Gruppe, die jedenfalls im operativen Geschäft das, was später die gemeinsame Synode wurde, vorzubereiten hatten. Und wie das immer so geht, wenn Institutionen Mitarbeiter oder Repräsentanten beauftragen, etwas zu machen, was unbedingt notwendig ist, dann wird außerhalb der Institution in der Öffentlichkeit das mit Argwohn betrachtet. Die wollen zwar so etwas, aber was machen die denn wohl, wir wollen das doch eigentlich, aber man braucht auch Institutionen, um so etwas dann machen zu können. Das ist ein ewiger Dissens, den es auch heute gibt, nicht

¹³ Zur Chronologie der Würzburger Synode vgl. LEHMANN, Karl, *Zeittafel*, in: *Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland. Offizielle Gesamtausgabe. Band 1: Beschlüsse der Vollversammlung*, Freiburg 1976, S. 849–855. Für den Zeitraum bis zur ersten Vollversammlung siehe VOGES, *Konzil, Dialog und Demokratie*.

¹⁴ Zu Karl Forster und seiner Rolle auf der Synode vgl. demnächst die Dissertation von Simon Oelgemöller.

¹⁵ Vgl. HAGEMANN, Wilfried, *Verliebt in Gottes Wort. Leben, Denken und Wirken von Klaus Hemmerle, Bischof von Aachen*, Würzburg 2008.

wahr, damit muss man leben. Und so gab es natürlich gegenüber dem Sekretär der Bischofskonferenz, dem guten Prälat Karl Forster, die Hauptvorbehalte, weil er als Sekretär der Bischofskonferenz jetzt so etwas wie eine Synode vorbereiten sollte oder mit vorbereiten sollte, die ja gerade eine Ergänzung dessen, was Bischofskonferenz ist, in den Augen Vieler sogar etwas anderes sein sollte als die Bischofskonferenz, sodass man da Frage hatte, wie macht der das und der kann doch wohl nicht und so weiter, nicht wahr. Also mit anderen Worten, es gab Vorbehalte ihm gegenüber. Und als die Bischofskonferenz schließlich das Statut beschloss, [...] um es nach Rom zu geben und es genehmigen zu lassen und auch damit sich die Frage des Sekretärs der Synode stellte, denn in dem Statutentwurf stand, dass der Sekretär der Bischofskonferenz der Sekretär der Synode sei, hat sie angesichts dieser vielen Vorbehalte, die es da gab, diesen Satz im Entwurf schlicht gestrichen und stattdessen den Prälat Karl Forster zum Sekretär berufen und mich zum stellvertretenden Sekretär, nachdem sie mich gefragt haben, ob ich denn bereit sei, mit ihm zusammen das zu machen. Da habe ich gesagt: Wir machen es ja bisher schon zusammen, dann machen wir es auch weiter. Aber damit war die Frage des Sekretärs keine Frage des Statuts mehr, sondern der Sekretär der Bischofskonferenz wurde zum Sekretär der Synode berufen und später ja auch sein Nachfolger wieder. Und damit war dieses Problem, jedenfalls mal vordergründig gesehen, gelöst und es war auch richtig, dass man es gelöst hat, denn niemand hätte einen solchen Vorgang wie die Synode so gut vorbereiten können oder mit vorbereiten können wie Karl Forster, der als Sekretär der Bischofskonferenz über alle Möglichkeiten verfügte, mit den Bischöfen, auch mit Rom zu kooperieren, damit das ganze etwas wurde. Von ihm stammte auch die Idee, diese religionssoziologische Untersuchung, also die Befragung aller Gemeinden in Deutschland zu machen, zusammen mit Allensbach und viele andere Dinge. Er war sehr einfallreich, um solche Dinge zusätzlich da in Gang zu setzen. Ich glaube, dass man ihm sehr dankbar sein muss, dass da vieles auf den Weg gebracht wurde, was ohne ihn schwerlich auf den Weg hätte gebracht werden können. Aber so wurde ich stellvertretender Sekretär der Synode, denn der war erst gar nicht vorgesehen, sondern man hat einen Ausweg gesucht, wie man den Karl Forster

zum Sekretär machen kann. Man hat es aus dem Statut rausgenommen, Kronenberg mit hineingetan, nicht wahr und dann war die Sache gelaufen.“ (Friedrich Kronenberg)

Nachdem die Initiative zu einer Synode auch aus den Reihen des BDKJ gekommen war, wurde die Bundesvorsitzende Elisabeth Rickal (geb. 1934) in den Vorbereitungsausschuss berufen, für sie eine bereichernde Erfahrung:

„So, durch diese Vorarbeit, dann wurde die Vorbereitungskommission gegründet und weil ich ja diesen Antrag eingebracht habe, haben sie gesagt, die hat sich schon damit beschäftigt, außerdem wollen wir die katholische Jugend da drin haben, also gehört die Frau Rickal jetzt auch zur Vorbereitungskommission. Und damit war ich im Grunde genommen in alle Dinge mit einbezogen, also für mich war das zum Teil auch, ich habe unendlich viel dabei gelernt, also da erschien die Noelle-Neumann und bereitete mit uns diese Umfrage vor. Ich habe dieser kleinen Gruppe angehört, die mit Noelle-Neumann und, wie heißt der, Schmidt oder Schmidtchen¹⁶, diese Umfrage vorbereitet hat. Ich habe vorher keine Ahnung von der Arbeit solcher Institute gehabt, aber da habe ich das halt gelernt. Ja, ich war dabei, als da schließlich aufgrund der Umfrage auch die Themen formuliert wurden. Wir haben dann dort den Entwurf des Statuts gemacht und der Geschäftsordnung, also ich habe unendlich viel gelernt, war aber immer ganz nah mit dran.“ (Elisabeth Rickal)

Die Ausarbeitung des Statuts und der Geschäftsordnung¹⁷ verlief der Atmosphäre der Zeit entsprechend konfliktiv. Einige Erinnerun-

¹⁶ Vgl. FORSTER, Karl (Hrsg.), *Befragte Katholiken. Zur Zukunft von Glaube und Kirche. Auswertungen und Kommentare zu den Umfragen für die Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland*, Freiburg 1973; SCHMIDTCHEN, Gerhard, *Zwischen Kirche und Gesellschaft. Forschungsbericht über die Umfragen zur Gemeinsamen Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland*, 2. Aufl., Freiburg 1973; VOGES, Stefan, *Die Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland. Themenfindung und Beteiligung der Öffentlichkeit*, in: SCHMIEDL, Joachim (Hrsg.), *Nationalsynoden nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil. Rechtliche Grundlagen und öffentliche Meinung* (Theologische Berichte, 35), Freiburg/Schweiz 2013, S. 230–233.

¹⁷ Vgl. HALLERMANN, Heribert, *Das Statut der Gemeinsamen Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland*, in: REES, Wilhelm / SCHMIEDL, Joachim (Hrsg.), *Unverbindliche Beratung oder kollegiale Steuerung? Kirchenrechtliche*

gen weisen auf die schwierigen Punkte hin. Dem Verdienst Kardinal Döpfners schreibt Walter Bayerlein zu, dass ein Ausgleich zwischen der Rolle der Bischöfe und der Freiheit der Synodalen gelang, der von Rom genehmigt wurde:

„Und Kardinal Döpfner, sicher vom Konzilsgeschehen her auch demokratisch sozusagen mit Erfahrung versehen, die er vorher nicht kannte. Als Moderator dort hat er gemeint, man müsste dieses aufbrechen, dass man die Bischöfe und die Synode in ein natürliches und strukturelles Gegenüber setzt, sondern man müsste bei Wahrung der speziellen Aufgaben der Bischöfe sich integrieren. Darum kamen wir zu diesem einmaligen Statut, in dem eben das Veto der Bischöfe beschränkt ist inhaltlich auf Glaube und Sittenlehre und mangelnde Zuständigkeit der deutschen Kirche und dass dies begründet, also nicht nur behauptet, sondern begründet vor der Beschlussfassung eingebracht werden musste. Und dann gab es, wenn die Beschlüsse gefasst worden sind mit der nötigen Zwei-Drittel-Mehrheit, waren sie geltendes Kirchenrecht. Und soweit es sich um die mangelnde Zuständigkeit handelte, gab es die Möglichkeit, ein Votum nach Rom zu beschließen, dass Rom entsprechende Maßnahmen trifft oder Erlaubnisse erteilt oder wie auch immer. Ein solches Statut hat es nicht gegeben und ich persönlich meine, das war eines der größten Wunder, dass Paul VI. das ohne große Probleme ganz kurzzeitig, also nicht jahrelang gewartet hat, sondern ganz kurzzeitig bestätigt hat und dass wir auf einer gesicherten Rechtsgrundlage waren.“ (Walter Bayerlein)

Die Thematik der Synode zeichnete sich erst nach und nach ab. Die globale Umfrage unter allen deutschen Katholiken hatte einen ungewöhnlich großen Rücklauf¹⁸:

„Die Synodenumfragen ließen ja schon erkennen, dass, sagen wir mal, die Meinungen der Christen, der katholischen Christen, und zwar bis in die Kerngruppen rein, keineswegs mit den offiziellen Auffassungen so sehr übereinstimmten. Also auf einen einfachen,

Überlegungen zu synodalen Vorgängen (Europas Synoden nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil, 2), Freiburg 2014, S. 87–104.

¹⁸ Vgl. *Ergebnisse der Umfrage unter allen Katholiken*, in: *Herder-Korrespondenz* 25 (1971), S. 45–48.

vielleicht etwas zu einfachen Nenner gebracht, habe ich gesagt, das können Sie dann hintendran noch nachlesen, war so, die Kirche ist gut dafür da, dass sie für die Öffentlichkeit da ist, wir brauchen die Kirche, aber die Verbindlichkeit für mich selbst ist bescheiden. Das kam schon damals [...] tendenziell jedenfalls raus. Bei weitem nicht so weit wie heute, aber das war schon damals deutlich. Aber eine eigentlich außerkirchliche Religiosität konnte man eigentlich nicht feststellen, man konnte nur sozusagen Verfallsprodukte der kirchlichen Religiosität empirisch feststellen, was auch am Untersuchungsdesign natürlich gelegen hatte.“ (Franz-Xaver Kaufmann)

Die Beteiligung der Gemeinden¹⁹ war jedoch aufs Ganze gesehen in Deutschland nicht so stark wie in anderen Ländern. Heinz Röschert (geb. 1937) konstatiert ernüchert:

„Also die Synode hat ja im Unterschied zum Konzil diese Begeisterung und diese emotionale Beteiligung weder bei den Pfarrern noch bei den Gläubigen gefunden. Das war ja schon vorher ein mühsamer Prozess. So erstaunlich hoch die Beteiligung war bei der Umfrage vorher, so mühsam war es dann, wenn man die einzelnen Sachthemen dann in den Gemeinden diskutiert hat und versucht hat, die plausibel zu machen oder Rückmeldungen zu bekommen.“ (Heinz Röschert)

Schwester Eustochium Bishopink (geb. 1936) sieht an einem von Anfang an zu spürenden mangelnden Interesse an der Synode auch einen Reflex auf das Ausbleiben erwarteter Reformen: „Und das Interesse bei der Basis war auch vorhanden. Umso schlimmer, bei der vorherigen Umfrage waren ja schon so zentrale Themen, die dann auch schließlich vorkamen, aber auch solche, wo man dann Neuerungen oder Modifikationen erhofft hatte, auch an der Basis, die dann nicht kamen, also zum Beispiel sagen wir mal Viri Probati und so was oder wiederverheiratete Geschiedene. Das ist ja was, was auch die Basis angeht. Oder die Predigt wurde auch oft genannt als Desiderat, dass da was in Bewegung kommen sollte.“ (Eustochium Bishopink)

¹⁹ Vgl. GELLER, Helmut (Hrsg.) *2000 Briefe an die Synode. Auswertung und Konsequenzen*, Mainz 1971.

1.3.2 *Der Name der Synode*

Bei allen nachkonziliaren Synoden drückte der Name ein Programm aus. Das galt in besonderer Weise für die Kirche im geteilten Deutschland, wie Bernhard Vogel berichtet:

„Auch die Benennung der Synode ist ja das Ergebnis einer langen Diskussion, Synode der Bistümer der Diözesen der Bundesrepublik Deutschland, weil wir keine deutsche Synode durchführen konnten. Und weil wir, wir kamen ja aus den Schlachten um die Einheit der katholischen Kirche in Deutschland, das war ja unmittelbar vorausgegangen unter heftigster, stand ja auf der Tagesordnung. Weil wir auf gar keinen Fall die Einheit der Kirche in Deutschland in Frage stellen wollten, haben wir nicht eine deutsche Synode abgehalten, sondern eben nur der Bistümer. Dieser umständliche, langatmige Name hat seine historische Begründung und wir haben von Anfang an versucht, Bindung zu halten mit der katholischen Kirche in der DDR. Hier gab es seit vielen Jahren und noch für viele Jahre, nämlich bis 1989 ja regelmäßig, ich glaube zweimal im Jahr, eine Begegnung zwischen uns, dem Zentralkomitee und den Bischöfen in der DDR. Und es ging uns darum, wenn die schon nicht an der Synode teilnehmen konnten, einen Austausch zu sichern. Und es [ist] ja dann zu diesem synodalen Vorgang in der DDR gekommen und es gab von Anfang an, die war in Dresden, die Versammlung, zwischen Dresden und Würzburg einen engen Meinungs-austausch, obwohl die Situation sehr unterschiedlich war.“ (Bernhard Vogel)

Differenzen traten auf, als es um die Institutionalisierung der Synode ging. Einige Bischöfe wollten eine dauerhafte synodale Struktur einführen, wie sie im Bistum Limburg etabliert worden war²⁰. Andere sahen die Synode als einmaliges Ereignis, um das austarierte

²⁰ Vgl. SCHÜLLER, Thomas, *Die Rezeption der Würzburger Synode auf diözesaner Ebene. Diözesansynoden in deutschen Diözesen von 1975 bis heute*, in: REES, Wilhelm / SCHMIEDL, Joachim (Hrsg.), *Unverbindliche Beratung oder kollegiale Steuerung? Kirchenrechtliche Überlegungen zu synodalen Vorgängen* (Europas Synoden nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil, 2), Freiburg 2014, S. 286–289; OEHMEN-VIEREGGE, Rosel, *Der Limburger Weg. Verwirklichung von Konzilsbeschlüssen durch Neuordnung diözesaner Leitungsstrukturen*, in: SCHMIEDL, Joachim (Hrsg.), *Der Tiber fließt in den Rhein. Das Zweite Vatikanische Konzil in den*

Gleichgewicht zwischen der Bischofskonferenz und der Laienvertretung des Zentralkomitees der Katholiken nicht zu gefährden. Zu Letzteren gehörte Hans Maier (geb. 1931):

„Und ich war auch in der Vorbereitungskommission für die Synode. Da kann ich mich nur dunkel erinnern, dass Paul Mikat dabei war, der Kirchenrechtler Flatten und verschiedene andere. Es war ein relativ kleiner Kreis und wir betraten ja Neuland, denn so etwas wie eine Synode in dieser Form hatte es noch nicht gegeben und man wusste kirchenrechtlich nicht, wo das anzusiedeln war. Ich habe in der Vorbereitungskommission dafür plädiert, dass die Synode ein einmaliges Ereignis sein solle, gewissermaßen eine Art, mit einem Ausdruck von Bernhard Hanssler, ‚Eindeutschung des Konzils‘. Und dazu schien mir auch nötig Anfang und Ende, also nicht etwas, was auf Dauer gestellt war. Es gab damals auch Tendenzen, auch von Seiten von Bischöfen, ich erinnere an Tenhumberg in Münster und an Kampe in Limburg, die eigentlich die Synode auf Dauer stellen wollten, also, Seelsorge und Laienapostolat sollten integriert werden. Weltsorge und Seelsorge sollten eine Einheit bilden. Dann hätte es auch das Gegenüber von Bischofskonferenz und Zentralkomitee der Deutschen Katholiken nicht mehr gegeben. Die wären in irgendeiner Form integriert, verschmolzen worden. Dagegen habe ich Stellung genommen, übrigens mit fast allen Mitgliedern der Vorbereitungskommission und so haben wir dann einen Entwurf gemacht, der die Synode als ein herausragendes aber einmaliges Ereignis programmiert hat.“ (Hans Maier)

1.3.3 Tagungsort

In Bezug auf den Tagungsort mussten zwei Überlegungen austariert werden. Zum einen standen Mainz oder Würzburg zur Auswahl, zum anderen musste entschieden werden, ob die Synode „in einem eher säkularen Raum oder in einem eher kirchlich-internen Raum“ (Aloys Buch) stattfinden sollte. Friedrich Kronenberg war in diese Suche mit einbezogen:

mittelrheinischen Bistümern (Quellen und Abhandlungen zur mittelrheinischen Kirchengeschichte, 137), Mainz 2015, S. 155–173.

„Es gab ja die Phase, in der überlegt wurde, wo macht man die gemeinsame Synode. Und ich bekam dann den Auftrag, das mal zu prüfen, und es gab zwei Vorschläge, der eine Vorschlag war Würzburg, der andere Mainz. Dann bin ich erst nach Mainz gefahren und habe mir den Dom angeschaut. Dann gab es überhaupt die Frage: Geht man in einen kirchlichen Raum oder in einen neutralen Raum? Der Heinrich Maria Janssen, der seine Hildesheimer Erfahrungen in der Synode schon hatte²¹, hat dringend geraten, in einen kirchlichen Raum zu gehen nach seinen Erfahrungen, auch nach Erfahrung der Synode selbst würde Hildesheim. Aber ich meine das war noch offen und dann bin ich nach Mainz gefahren, habe dann festgestellt, dass man im Mainzer Dom keine Synode machen kann. Erstens sind die Heizungsverhältnisse da nicht so und zweitens auch die ganze Raumgestaltung. In Würzburg war ich dann der Überzeugung, dass das im Dom gut ginge und die Alternativen, die in Würzburg da vorgeschlagen waren, Huttensäle, [...] irgendwo gab es dann auch noch Säle, in denen dann Viehauktionen immer stattfanden, nicht wahr, und Franz-Josef Strauß große Kundgebungen hielt, irgendwo weiter draußen, ich weiß nicht mehr genau, wo das ist. Also jedenfalls habe ich dann in der Vorbereitungskommission begründet, warum der Würzburger Dom der richtige Ort ist und vorher war es aber so, dass wir natürlich die Würzburger fragen mussten, ob das ging und so. Und der Bischof Stangl, der im Grunde ein sehr kooperativer Mensch nicht wahr, der Meinung war, aber das Domkapitel war absolut dagegen. Und Bocklet, der ja später das katholische Büro in Bonn leitete, war damals Domkapitular in Würzburg und musste das Protokoll führen und war todunglücklich, darüber, dass er einen Beschluss protokollieren musste, nicht wahr, dass das absolut nicht ging. Also ich habe ja in meiner, in meinem Referat da ein paar Gründe genannt, nicht wahr, warum das da nicht gehen sollte und das hat Karl Forster und mich dermaßen auf die Palme gebracht, nicht wahr, dieser Beschluss, dass wir gesagt haben, darüber müssen wir aber noch mal reden, nicht wahr. Und dann

²¹ Vgl. WOTHE, Franz Josef, *Kirche in der Synode. Zwischenbilanz der Hildesheimer Diözesansynode*, Hildesheim 1968; VOGES, *Konzil, Dialog und Demokratie*, S. 108–118.

sind wir nach Würzburg gefahren, aber in die Beratung des Domkapitels wurde ich nicht zugelassen, nicht wahr, sondern nur Forster, nicht wahr, als Kleriker, Prälat. Aber vorher hatte ich schon versucht, die Weichen zu stellen und zwar ich musste ja die Argumente, die das Domkapitel gefunden hatte, alle entkräften. Da bin ich den kleinen Dienstweg gegangen zu dem damaligen Hausmeister des Burkardushauses. Ich habe den Namen jetzt nicht mehr präsent, ich weiß überhaupt nicht, ob er noch lebt. Er hatte auch eine Schwester, die dann irgendwo im Burkardushaus, glaube ich, auch Dienst machte und den Oskar Neisinger natürlich, der Würzburg kennt oder kannte, nicht wahr, er lebt ja nicht mehr, wie seine Hosentasche. Und dann haben wir die Argumente alle zerpfückt, nicht wahr, und gerade in ihr Gegenteil umgekehrt, was natürlich auch der Realität entsprach, nicht wahr. Denn sowohl die Heizungsverhältnisse wie die Beschallung, alles ist da vorbildlich oder war jedenfalls vorbildlich zu regeln. Und mit diesem Ergebnis ist der Karl Forster dann ins Domkapitel gegangen und hat das dann da umgekrempelt, nicht wahr.“ (Friedrich Kronenberg)

Der von den Kriegsschäden befreite renovierte Dom wurde den Erfordernissen einer Versammlung entsprechend umgestaltet. Atmosphärisch sollte der Charakter eines sakralen Raums erhalten bleiben: „Dann hat man halt auch schon versucht, dem Ganzen so eine besinnliche Note zu geben. Wenn man gekommen ist in den Dom, dann war erst schon lange mal Orgelmusik, dass der Domorganist²² dann also so zur Einstimmung gewissermaßen da die Orgel gespielt hat und bevor dann die Sitzung losging.“ (Viktor Josef Dammertz) Vor allem bei den Wintersitzungen litten die Synodalen auch unter der Kälte des Raums: „Und dann diese Sitzungen im Winter, da war es einfach so brutal kalt. Ich kann erinnern, dass ich so entsetzlich gefroren habe in diesem Dom.“ (Joachim Dikow)

Der Kiliansdom, nach den Kriegszerstörungen gerade erst wieder für den gottesdienstlichen Gebrauch fertiggestellt, wurde in seinem Mittelschiff zum Tagungsort der Synode. Die Bänke wurden durch Tische ersetzt. Faszinierend für die Synodalen waren die Abstimmungsanlagen: „Und so ähnlich schien es mir, wenn ich den Kilians-

²² Paul Damjakob, von 1962 bis 2005 Domorganist in Würzburg.

dom eben vor Augen habe in der Rückschau und auch damals, wenn man dann reingeht und sieht, dass eben der ganze Kiliansdom eben ein riesiges Schiff, das war vollkommen umgebaut, das war alles mit Bänken, mit den Abstimmungsanlagen. Also ich hatte einfach so das Gefühl, welche Wichtigkeit die katholische Kirche dieser Synode beimisst und dass es also wirklich eine unheimliche Verantwortung ist, die man als Synodale hier hat, hier teilnehmen zu dürfen, und dass es also wirklich der gesamten Gewissens- und Glaubenskraft auch bedarf, um hier mitzuarbeiten und dann bei den Entscheidungen, ja oder nein. Man sieht dann die Abstimmungsanlagen, wir haben dann geübt, wie man die Abstimmungsanlagen betätigt, weil das geht ja nicht so einfach: Wo muss ich draufdrücken und Enthaltung und Korrektur und also. Ungeheuer, also ungeheuer, was da an Aufwand gemacht wurde. Und das hat mich sehr beeindruckt, also dass die Kirche einem solchen Laien, doch sehr sehr groß und stark mit engagierten Laien bestückten Synode, so viel Wertschätzung durch diese Vorbereitung auch, durch diese ungeheuren Gelder, die da rein geflossen sind, um diese Bauten und diese ganzen Sachen zu machen. Ich meine, es sind ja nicht bloß irgendwelche Schemelchen reingetan worden, auch die ganzen Lautsprecheranlagen, die vielen Mikrofone, dass jeder nicht irgendwie weit laufen muss.“ (Christina Agerer-Kirchhoff) Die Faszination der Technik sprang nicht auf alle Synodalen über, ja führte sogar zu partieller Verweigerung: „Ja, die Maschine war grauenhaft, ich habe nicht mehr abgestimmt. Ich habe, ich konnte das nicht verantworten, denn noch einmal: Wir sind keine Demokratie! Die hierarchische Kirche muss hierarchisch bleiben, das ist jetzt meine Meinung.“ (Karl Wölfl) Den meisten jedoch imponierte die Mischung aus Kirche und parlamentarischem Raum: „ein großer Hörsaal und der Heilige Geist ist zum Greifen“ (Konrad-Josef Amann). Diesen Kontrast hebt auch Hans Maier, damals bayerischer Kultusminister, hervor: „Interessant war ja immer zweierlei; die durch die Geschäftsordnung erzwungene Kürze der Wortmeldungen, das war sehr heilsam. Ein bisschen dem Konzil nachgebildet, in dem ja auch die Redezeit fünf oder höchstens acht Minuten war. Und das andere, dass dann am Schluss abgestimmt wurde mit den Druckknöpfen. Also, wir waren ein vollkommen technisiertes Parlament, das ohne Handaufheben auskam und allein

mit Knopfdruck die Ergebnisse feststellte. Das ist mir noch in Erinnerung geblieben, weil das in einem gewissen Kontrast stand zur Kirchlichkeit des weiten Würzburger Domes.“ (Hans Maier)

Karl Lehmann (geb. 1936), vom ZdK als Synodaler berufen, obwohl selbst im Vorfeld ein Befürworter der Mainzer Rheingoldhalle als Tagungsort, lobte die Atmosphäre des Raums mit seinen unterschiedlichen Möglichkeiten: „Und dann habe ich mich während der Synode gewundert, und das hat mich auch sehr bestärkt und beeindruckt, dass wir Gottesdienst hatten, alles sehr fromm und eine halbe Stunde später fing die Diskussion an, wie in einem Parlament, mit einer Objektivität, einer Klarheit. Sicher hat der Raum irgendwo auch etwas zur Mäßigung beigetragen, aber nicht zu einer Unehrlichkeit oder so etwas. Also diese scharfkantigen Gegensätze zwischen diesen säkularen Formen demokratischer Art und also der Frömmigkeit, das hat eigentlich sehr gut getan. Das muss ich wirklich sagen. Und ich hatte einmal den Auftrag an einem Himmelfahrtstag, Meditationen zu übernehmen zu Himmelfahrtsfest²³, und es war eine ziemlich beklemmende Situation, die Gespanntheit, die sozusagen in der Diskussion war, die war auf ganz andere Weise auch wieder da bei der Besinnung. Das war schon eine Sternstunde, dass man also solche Dinge mit der Gegensätzlichkeit und mit der Zusammengehörigkeit auch mit der Leidenschaft das erleben konnte.“ (Karl Lehmann)

Für Würzburg bedeutete die Synode auch einen wirtschaftlichen Gewinn: „Das war dann schon, wir haben uns dann immer, wenn ich mit dem Zug hinunterfuhr nach Würzburg, dann schon am Bahnhof getroffen, sind dann hinüber gelaufen. Ich meine, die Stadt Würzburg hatte von diesen Vollversammlungen, auch Kommissionssitzungen, sicher einen wirtschaftlichen Aufschwung, also was da an Hotellerie gebraucht wurde und an Taxis etc., Taxis dann Himmelspforten hinaus oder Oberzell, das war alles Wirtschaftskraft für Würzburg, nicht?“ (Peter Eisner)

Eine Großversammlung bringt manche Kuriositäten mit sich: „Das Schild ‚Letzter Aschenbecher vor dem Dom‘, das habe ich nachher mitgenommen. Ich habe sogar gefragt, also bei der letzten

²³ Am 07. Mai 1975; vgl. SYNODE 4/1975, S. 93–95.

Sitzung, da durfte ich das mitnehmen. Weil in dem Wandelgang, in den Gängen im Burkardushaus durfte geraucht werden, im Dom nicht, was selbstverständlich ist, aber es stand ein schönes Schild da.“ (Peter Eisner)

2. Die Arbeit der Synode

2.1 Die Konstituierung der Synode

Am 03. Januar 1971 trat die Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland zu ihrer konstituierenden Sitzung zusammen²⁴. „Es hat richtig geschneit, ich kann mich noch gut entsinnen, auf dem Weg nach Würzburg.“ (Thomas Denter) Auch im Dom herrschte eisige Kälte, „gefroren haben wir jämmerlich, in dem Dom hat es gezogen überall, schrecklich“ (Walter Bayerlein). Auch wenn im Bericht der Herder-Korrespondenz der „gut geheizte Kiliansdom“²⁵ gelobt wird, zog sich dieses Empfinden noch länger durch: „Und dann diese Sitzungen im Winter, da war es einfach so total kalt. Ich kann erinnern, dass ich so entsetzlich gefroren habe in diesem Dom.“ (Erentraud Eberhardinger)

2.1.1 Der Synodenpräsident Julius Döpfner

In Würzburg war Döpfner²⁶ „eine der prägendsten, wenn nicht überhaupt die prägendste Persönlichkeit“ (Konrad-Josef Amann).

²⁴ Vgl. VOGES, *Konzil, Dialog und Demokratie*, S. 359–403.

²⁵ *Die konstituierende Sitzung der Gemeinsamen Synode in Würzburg*, in: *Herder-Korrespondenz* 25 (1971), Nr. 2, S. 92.

²⁶ Vgl. u. a.: GÖTZ, Roland / PFISTER, Peter / TREFFLER, Guido (Hrsg.), *Julius Kardinal Döpfner 1913–1976. Stationen eines Bischofslebens* (Ausstellungen im Archiv des Erzbistums München und Freising 12), München 2013; GRUBER, Gerhard, *Kardinal Julius Döpfner*, in: *Beiträge zur altbayerischen Kirchengeschichte* 46 (2001), S. 257–274; LANDERSDORFER, Anton, *Döpfner, Julius (1913–1976)*, in: GATZ, Erwin (Hrsg.), *Die Bischöfe der deutschsprachigen Länder 1945–2001. Ein biographisches Lexikon*, Berlin 2002, S. 386–394; WITTTSTADT, Klaus, *Julius Kardinal Döpfner (1913–1976). Anwalt Gottes und der Menschen*, München 2001. Vor allem: MOKRY, Stephan, *Kardinal Julius Döpfner und das Zweite Vatikanum. Ein*

Walter Bayerlein schätzte seinen Münchener Bischof sehr hoch ein: „Man kann über die Synode gar nicht reden, ohne über Döpfner zu reden. Er ist eine solche Bischofspersönlichkeit, die das, was auseinanderstrebt, kraftvoll zusammenhalten kann. Ein Mann, der wunderbar zuhören kann, wenn es argumentativ ist, aber stocksauer ist, wenn es nicht argumentativ ist, fetzengrob sein kann.“ (Walter Bayerlein). Standfestigkeit und Dialogbereitschaft fand Bayerlein bei Döpfner gleichermaßen: „Das war für mich eine Bischofsgestalt der Zukunft: Standfest, sehr standfest, also ihn als Liberalen zu bezeichnen, das würde ihm überhaupt nicht gerecht, aber in seiner Standfestigkeit die Spielräume sehend. Und seine Formel, die er mal geprägt hat ist: Es geht um eine schwierige Aufgabe in der Synode, nämlich dem Menschen von heute gerecht zu werden, ohne den Herrn zu verraten. Das ist eine Gratwanderung auf schmalem Pfad und wenn man das Risiko vermindern will, dann braucht es Kollegialität und Dialog. Das war sein Credo.“ (Walter Bayerlein).

Döpfner habe der Synode die „Angstfreiheit“ (Georg Beis) gegeben. Er ist „ein sehr energischer Bischof und einer, der sehr deutlich auch seine Meinung äußert, aber er ist einer, dem man dann auch widersprechen darf“ (Georg Beis). Er war „ein Bischof von altem Schrot und Korn“, „der aber gelernt hatte, mit anderen Positionen umzugehen“ (Aloys Buch).

Döpfner wird geschildert als eine Person, die Organisationsfähigkeiten mit spiritueller Kraft verbinden konnte: „Für uns, für mich war der Döpfner die große Gestalt. Er als Präsident, als eigentlich Initiator des Ganzen, er hat das ins Leben gerufen. Sitzt oben, überblickt das Ganze. Allein schon die visuelle Aussicht. Hat immer rauf geschaut, was er jetzt treibt. Er hat äußerst interessiert zugehört und nur wenn die Frau so und so aus unserer Gruppe wieder gegen einen anderen, gegen einen Priester eine Attacke geritten hat, hat er unterbrochen: ‚Bitte, nein!‘ Es war hochinteressant, er war der wirkliche spiritus rector und es war unglaublich schön, ihn bei der Predigt, bei der Messe ihn zu beobachten“ (Karl Wölfl).

Döpfner gehörte auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil ab der zweiten Sitzungsperiode zu den vier Moderatoren. Diese Arbeit hat ihn auch für die Synode geprägt. Für seinen langjährigen Sekretär und Generalvikar Gerhard Gruber (geb. 1928) war klar, „die Synode lag für ihn in der Linie des Konzils und er war froh, dass die Linie des Konzils da weiter gehalten und konkretisiert werden konnte“ (Gerhard Gruber). Döpfner war „jemand, der also sehr stark auf Konsens hingearbeitet hat und niemals so basta“ (Heinz-Theo Risse).

Döpfner wird als fortschrittlich geschildert, aber immer in Spannung zu konservativen Kräften in den eigenen Reihen: „Ja eigentlich, er wollte fortschrittlich sein, musste aber seine konservativen Mitbrüder mitnehmen, und von daher hat er dann dauernd immer den Mittelweg gesucht und dadurch, dass er ja aufgrund seines Präsidentenstatus, also in der deutschen Bischofskonferenz, er ja auch gleich Präsident der Synode war, konnte er sich natürlich nicht oft äußern oder er musste es allgemein machen, ja, in einer Begrüßungsrede am Anfang der Vollversammlung oder einer Sitzungsperiode oder zum Schluss.“ (Reinhold Richter) Er musste, wie Walter Kasper (geb. 1933) es ausdrückte, „wie mit einem Lasso wieder gelegentlich einige einfangen, und da gab es heftige Diskussionen“ (Walter Kasper). Darin liegt für Kasper das große Verdienst des Münchener Erzbischofs:

„Ich muss sagen, die Synode hat ein großes Verdienst gehabt, und das war auch das Verdienst von Kardinal Döpfner, dass die deutsche Kirche damals nicht auseinandergebrochen ist über diesen ganz schwierigen und damals auch zum Teil sehr emotional geführten Diskussionen; dass auch Bischöfe, Laien und Theologen einigermaßen bei Anspannungen beieinander blieben und man natürlich auch Kompromissformulierungen finden musste.“ (Walter Kasper)

Auch der Aachener Publizist Karl R. Höller illustriert die moderierende Fähigkeit Döpfners mit deutlichen Beispielen:

„Döpfner war ja doch der große Moderator. Ich glaube, die gesamte Synode wäre so nicht über die Runde gegangen, wenn nicht Döpfner hier Vorsitzender gewesen wäre, ja? Döpfner hatte die Fähigkeit auszugleichen, Döpfner hatte die Fähigkeit, auch mal zu poltern, wenn es ihm nicht passte. Ja, das konnte passieren, wenn er meinte, das Mikrofon ist ausgeschaltet, plötzlich laut sagte: Was

soll denn dieser Mist wieder hier, ja, und ich habe ihn schon einmal erlebt bei Sitzungen, da stand er auf, wenn wir so zwei, drei Stunden gegessen hatten, ja, was haben wir jetzt, Schwielen am Arsch und nichts in der Hand, das war Döpfner, ja, der konnte also poltern, der konnte also seine Meinung sagen, der konnte aber auch ausgleichen, nicht? Das war eine große Fähigkeit.“ (Karl R. Höller)

2.1.2 Wahlen zum Präsidium

Die erste Aufgabe der Synode bestand in der Wahl des Präsidiums²⁷. Für die vier Posten der Vizepräsidenten standen in jeder zu wählenden Personengruppe (Bischof, Priester, Mann und Frau) je fünf Kandidaten zur Wahl. Wie bereits im Vorfeld für Kandidaten geworben wurde, berichtet die CDU-Politikerin Roswitha Verhülsdonk (geb. 1927):

„Also wir trafen uns dann hier und dort an allen möglichen Orten, haben immer wieder darüber geredet, das geht ja demnächst los usw. Und dann hat der Bischof Stein den Vorschlag gemacht, die Trierer Synodale, das waren die sieben und die drei Bischöfe, zehn, dann kamen aber noch zwei Ordensleute dazu, das eine war die Schwester Katharina²⁸, die Generaloberin der Dominikanerinnen auf dem Arenberg hier in Koblenz, und das andere war der Obere der Kapuziner in Ehrenbreitstein²⁹, der war damals auch der General von dem ganzen Orden in Deutschland. Die waren dann über die Bischöfe gewählt, die haben wir dann gleich mit eingeladen, haben uns in Trier getroffen und haben dann miteinander über die Wahlen gesprochen. Es stand fest, Döpfner ist gesetzt, der war der Vorsitzende, es soll ein Bischof Stellvertreter werden, darüber hatten sich die Bischöfe verständigt, und es wurde auch berichtet, ja, der Hengsbach will da hinein, aber der Hengsbach ist ja zusammen mit Höffner der große Bremser, müssen wir da partout den Döpfner an die Leine legen und ihm einen an die Seite stellen, der also eigentlich die Synode gar nicht will und der keine Veränderung will, sondern alles

²⁷ Vgl. VOGES, *Konzil, Dialog und Demokratie*, S. 371–378.

²⁸ Gemeint ist Schwester M. Aquila Wirtz.

²⁹ Gemeint ist P. Alexander Senftle OFM Cap, geb. 1917.

festhalten will. Und darüber wurde dann in dem Kreis offen geredet und dann ging es noch um die Frage, ja, da muss auch eine Frau ins Präsidium und die muss also ihren Mann stehen und das muss eine gestandene Person sein. Dann meldete ich mich, ich hatte ja mit dem Bischof ein sehr vertrautes Verhältnis durch die Zusammenarbeit in der Frauenseelsorge, und dann sagte ich, also in Bezug auf die Frau habe ich eine klare Vorstellung, da wählen wir die Hannan-Renate Laurien, die macht das prima. Ach, sagt der Bischof, da habe ich gar nicht daran gedacht, ist die gewählt? Ja, sage ich. Ja, sagt er, da werde ich mal dafür werben. Nachher kam die auch durch. Und ja, und dann ging es noch um die Frage Bischof, und dann habe ich gesagt, wir also müssen uns bei den Wahlen schon für den Gesamtvorstand auch die eine oder andere Laus in den Pelz setzen, also jemanden vom ganz konservativen Flügel, die draußen vorzu lassen, bringt auch nichts, dann haben wir nur Schwierigkeiten, und auch vom progressiven Flügel, also Kirche von unten und so, muss auch jemand da hinein, damit wir die halbwegs einbinden, aber so, dass das mit Maßen geht. Es waren die Erfahrungen der Politikerin und es gab genügend erfahrene Leute, die derselben Meinung waren. Also haben wir uns im Bistum Trier auf dieses Konzept geeinigt, und ich habe das dann dem Bernhard erzählt und der Renate erzählt und die haben das dann auch in ihren Bereichen auch vertreten. Und am Tag, bevor die Synode dann morgens mit dem Gottesdienst im Kiliansdom begann, haben wir uns im Rebstock in Würzburg, der einen großen Saal hat, getroffen, und hatten dazu eingeladen alle rheinland-pfälzischen fünf Bistümer, dazu gehört auch noch Köln mit einem kleinen Zipfel, Herdorf da oben die Ecke, die gehört nämlich nach Köln und nicht nach Trier. Und da waren dann auch zwei gewählte Synodale aus dem Erzbistum Köln da und die haben einem dann geflüstert, ja, unser Kardinal, der will die ja eigentlich gar nicht, der hat auch schon gesagt, wir dürften also die ganze Zeit über nichts im Bistum berichten und ob hinterher Papiere gelesen werden dürfen in den Gemeinden, das werde später entschieden. Und die staunten Bauklötze, wie wir, der Lehmann war natürlich dabei, Mainz nicht, wie wir mit den Bischöfen so auf Augenhöhe redeten, nicht? Und ich machte dann den Vorschlag, Bischof Stein und andere unterstützten den, aus Trier, und der Lehmann war gleich

dafür und hat das dann auch unterstützt und der Stein warf die Arme hoch und wollte nicht und dann machte ich noch einen Witz und sagte, wir brauchen einen schönen, einen fotogenen Bischof, denn die Synode wird ja viel Medieninteresse erwecken. Alle lachten fürchterlich und Stein sagte nichts mehr und er wurde ja dann auch gewählt. Ja, und Laurien wurde gewählt und ja, wir hatten noch die Finger bei anderen Dingen mit im Spiel“ (Roswitha Verhülsdonk).

Überraschend setzte sich der Trierer Bischof Bernhard Stein (1904–1993) bei der Wahl zum Vizepräsidenten gegen den Essener Bischof Franz Hengsbach, „der große Verdienste um die Entstehung der Synode hat – mit sein Verdienst, dass sie überhaupt stattgefunden hat“ (Bernhard Servatius), durch: „Keiner hat zuerst daran gedacht den Bischof Stein als zweiten Bischof zu nehmen. Aber aufgrund einiger Äußerungen, die er gemacht hatte, war er so vertrauenswürdig, dass er dann vorgeschlagen wurde und gewählt wurde.“ (Hildegard Leonhardt). Stein, „der auch sehr Wogen glätten konnte, sehr zuhören konnte“ (Gerhard Gruber), hat auf der Synode „keine große Rolle gespielt, aber er wurde geschätzt als ein Mann, der zuhören konnte, der vermittelt“ (Friedrich Kronenberg).

Als Vertreter der Priester setzte sich im zweiten Wahlgang Henry Fischer (1928–1997) gegen Klaus Hemmerle (1929–1994) durch. Fischer war „ein Intellektueller, ehemaliger Akademiedirektor. [...] Er war im Präsidium eigentlich der Einzige, der mit der Arbeitsgemeinschaft Synode und den Leuten um ‚Publik‘ offen sympatisierte“ (Friedrich Kronenberg). Die Niederlage von Hemmerle war eine Überraschung, denn er war es, „der zunächst mal wirklich im kleinsten Kreise die Themen aufbereitet hat, mit vorbereitet hat und nachher auch in der Synode das weiter mit bearbeitet hat. Er hat vielleicht in der Öffentlichkeit keine so große Rolle gespielt, aber er war derjenige, der, was Themen und Inhalte der Synode anbelangte, die Seele des Geschäfts darstellte“ (Friedrich Kronenberg).

In einer Stichwahl setzte sich der Hamburger Rechtsanwalt Bernhard Servatius (geb. 1932) gegen den Präsidenten der Bundesanstalt für Arbeit und Vorsitzenden der sududenteutschen Ackermann-Gemeinde, Josef Stingl (1919–2004), durch. Servatius war ein „herorragender Jurist, der wirklich auch zur Führung und Durchführung der Synode, also vor allen Dingen zum organisatorischen Teil

eine hervorragende Rolle gespielt hat“ (Franz Sauter). Über seine eigene Wahl reflektiert er im Rückblick: „Meine Wahl wiederum verdanke ich eigentlich auch denen, die die Wahlen kritisch ‚vorbereiteten‘. Rickal, damals Bundesvorsitzende des Bundes Katholischer Jugend, bezeichnete mich wohl zu Recht als konservativ, aber als wirklich offen für das Gespräch, damit auch für alle als Gesprächspartner akzeptabel. Auf dem Hannoveraner Katholikentag, ich glaube da hatten wir die Arbeitsgemeinschaft der Katholischen Verbände gegründet. Das ist eine der Säulen des ZK der Deutschen Katholiken. Ich wurde zum ersten Vorsitzenden gewählt. Da hatte ich auch mal so Sprüche drauf, wie ‚Jetzt lasst das Weihrauchfass, es gibt Wichtigeres zu diskutieren‘, was ich allerdings meistens den Funktionären zugerufen habe, nicht dem Amt in der Kirche, nicht den Bischöfen.“ (Bernhard Servatius). Servatius war auch regelmäßiger Gast bei der Pastoral synode der DDR, „ein Geheimerlebnis, ein Erfahrungsträger“ (Hans-Joachim Zobel), wie der dortige Vizepräsident Hans-Joachim Zobel (geb. 1928) konstatiert.

Gegen die BDKJ-Vorsitzende Elsbeth Rickal gewann die rheinland-pfälzische Kultusministerin Hanna-Renate Laurien (1928–2010) die Stichwahl bei den Wahlen zum Präsidium. Laurien, „ein Maschinengewehr von Rede“ (Christina Agerer-Kirchhoff), „die immer schon den Mut hatte, höheren Orts anzuecken, aber immer in einer charmannten und sehr direkten Weise“ (Aloys Buch), die „immer so auch mit einem gewissen Humor das Ganze geleitet“ (Aloys Heck) hat, „wohl auf der Frauenseite die markante Persönlichkeit“ (Josef Rottenaicher). Sie war „rhetorisch dem Kardinal Döpfner haushoch überlegen“ (Hans Schraml).

Döpfner war als Vorsitzender der Synode Teil des Präsidiums. Deren unterschiedliche Art charakterisierte Bernhard Servatius folgendermaßen: „Nein. Kontroversen erinnere ich nicht eine. Es gab unterschiedliche Temperamente, es gab den Präsidenten, der durchaus mal zornig werden konnte, einen ‚heiligen Zorn‘ hatte, aber die große Begabung, die Gruppen zusammen zu führen und der hat die Synode [...] uns als geistliches Ereignis begreifen lassen. Der hat für den Prozess des Zusammenrückens, nachher des Zusammenwirkens und auch der ausschließenden Orientierung an der Sache große Beiträge geleistet. Weniger in der Synodenaula durch Sachbeiträge, als

durch das geistliche Wort, durch seinen persönlichen Einfluss, sein Charisma. Bischof Stein, sehr milde, sehr pastoral bestimmt, dialogbereit. Henry Fischer, mit dem ich eng befreundet war, aber wir haben nicht so ganz dieselbe Linie verfolgt [...]. Frau Laurien, hochemotional, wenn es mal nicht so lief, wenn sie Sorgen hatte. Ich kann jetzt das nicht an einem bestimmten Synodenbeschluss festmachen. Ich meine, es sei um die Laienpredigt gegangen. Da war sie mal verzweifelt. Ich weiß, dass sie einmal in Tränen ausgebrochen ist.“ (Bernhard Servatius)

2.1.3 Die Diskussion der Geschäftsordnung

Nach der Festlegung der Themenbereiche und der Konstituierung der zehn Sachkommissionen wurde die Geschäftsordnung diskutiert³⁰. Bernhard Servatius stellt im Nachhinein fest, dass große Differenzen im Lauf der Synode überwunden werden konnten: „In der ersten Hauptversammlung war nicht abzusehen, wie weit die verschiedenen Strömungen dann nachher im Interesse des Ganzen auch mal absahen von ihren z.T. extremen Positionen. Das ist gelungen. Das hat manchem Papier vielleicht seine Schärfe, Ecken und Kanten genommen, aber ich glaube zu erinnern, so richtig faule Kompromisse, bei denen man ein ungutes Gefühl hatte, hat es nicht gegeben.“ (Bernhard Servatius) Heilsam wurde die dem Konzil nachgebildete Beschränkung der Redezeit empfunden: „Ein Beitrag zu dieser Ernsthaftigkeit war ganz sicher auch die Begrenzung der Redezeit, das habe ich für gut gehalten, dass da nicht manche Vorlesungen da runter reden, sondern dass erstens muss man dann sich wohl überlegen, was man sagt, dass man es unterbringt noch, und zweitens kann man Selbstprofilierung nicht so sehr da ausbauen.“ (Konrad-Josef Amann) Die Juristen setzten sich dabei durch; sie wollten möglichst exakte Festlegungen für alle Eventualitäten: „Da erinnere ich mich noch an die Interventionen von Walter Bayerlein, den ich damals noch nicht näher kannte. Inzwischen sind wir gut bekannt und sogar befreundet. Aber damals habe ich seine zahlreichen Interventionen streckenweise als lästig empfunden. Ich weiß

³⁰ Vgl. VOGES, *Konzil, Dialog und Demokratie*, S. 385–392.

aber heute, aus welchem Grund er ganz genaue Festlegungen wollte. Ein Jurist darf das ja auch. Wir anderen – Nicht-Juristen – haben da eher das Gefühl gehabt, na ja, gehen wir jetzt einfach mal los und lassen das Ganze auf uns zukommen. Aber da weiß ich, da gab es sehr erregte Diskussionen, auch mit Kardinal Döpfner. Es gab dann auch persönliche Gespräche zwischen Döpfner und Bayerlein, damit die Sache wieder flott wurde. Das hat mir Bayerlein später erzählt.“
(Hans Maier)

2.1.4 *Zentralkommission und Rechtsausschuss*

Noch vor den Wahlen zur Zentralkommission meldete sich der Soziologie-Student Franz Hamburger (geb. 1946) und provozierte einen kleinen Skandal:

„Ich erinnere eine Situation, in der ich die Vollversammlung leitete; da meldete sich ein junger Synodaler, der ziemlich schnodderig, darf ich mal so sagen, auftrat und den Präsidenten der Synode, den Vorsitzenden der Bischofskonferenz Kardinal Döpfner, frontal anging, auch verbal, indem er ihn erstmal mit ‚Herr Döpfner‘ anredete. Und ich habe das kurz kommentiert, aber habe ihm nicht das Wort entzogen. Ich kann die Worte, die ich gewählt habe, jetzt nicht mehr erinnern. Ich weiß nur, dass ich ihm, als er mit seinem Synodenbeitrag am Ende war, er vom Pult ging, mit einem Hinweis auf die Formen, die wir eigentlich nicht gänzlich vergessen sollten, verabschiedet habe. Es kamen dann Synodale zu mir und meinten, wenn das noch mal vorkomme, müsste ich solchen Leuten das Wort entziehen. Meine Antwort war: ‚Ich denke gar nicht daran. Ich werde doch den Leuten nicht einen Stellenwert verschaffen, den sie an sich von der Sache her gar nicht haben‘. Ich habe hinterher mit Kardinal Döpfner darüber gesprochen und gesagt: ‚Herr Kardinal, nicht ganz in Ordnung gewesen, aber ich bitte um Verständnis, wenn ich auch in Zukunft schon meine Bemerkung dazu mache, aber nicht mit Ordnungsmaßnahmen auf so etwas reagiere.‘ Und derselbe Kardinal Döpfner, der auch mal zornig werden konnte und auch durchaus reagierte, wenn er Verletzungen des Ansehens der Kirche, des Ansehens des Amtes sah, hat das sofort vom Tisch gefegt: ‚Um Gottes Willen, sollen die sich doch blamieren.‘ So viel

zu dem ‚Herrn Döpfner‘. Es hat eine Bemerkung der Sitzungsleitung genügt, dafür zu sorgen, dass das nicht wieder vorkam.“ (Bernhard Servatius)

Auch Franz Hamburger selbst ist sich bewusst, welche befreiende Wirkung sein Auftritt auf das Kommunikationsniveau der Synode hatte: „Und wenn Sie fragen nach meinem ersten Erlebnis, dann ist ein Erlebnis tatsächlich auch in das Bewusstsein der Mitglieder der Synode eingegangen. Ich hatte in der AG Synode, die ihre Beratungen immer am Tag vor der Synode, vor den Plenumsitzungen durchgeführt hat, es übernommen, eine bestimmte Vorlage zu begründen und im Plenum vorzutragen. Es war die Vorlage, dass die Sachkommissionen der Synode auch über ihre Berater, die dort bestellt wurden, entscheiden durften. Ursprünglich war vorgesehen, dass nur das Präsidium der Synode die Berater bestellt, das war ein sehr kontrollierender Zugang, ein sehr autoritativer Zugang, dazu gab es mehrere Debatten dann über diese starke Stellung des Präsidiums, und dann hat Döpfner erklärt, dass er die Berater nur bestellt, wenn vorher die Sachkommissionen ein entsprechendes Votum abgegeben habe, d. h. er ist, er hat im Grunde genommen die Rechtsordnung unterlaufen und sagte, ich werde aber so verfahren, wie Sie das wünschen, dass erst die Sachkommissionen darüber beraten und Empfehlung geben, wer sie beraten soll, und werde das nicht einfach an den Sachkommissionen vorbei entscheiden. Und das war die Haltung von Döpfner, das muss man sagen, er hat da verzichtet, Macht auszuüben oder Kontrolle auch gegen Gruppen der Synode auszuüben, und das war sein Verdienst, wie die Synode zusammengehalten wurde. Übrigens in der Zentralkommission gab es viele dieser Prozesse, das will ich aber nachher erzählen. Nur ich war dann beauftragt, diese Vorlage, diesen Antrag zu begründen, aber der war jetzt gegenstandslos geworden und ich bin aber trotzdem vor, weil mein Name auch an der ersten Stelle der Petenten stand, und habe gesagt, gut, ich danke Ihnen, Herr Döpfner, und wenn Sie so verfahren, dann ist mein Antrag gegenstandslos geworden. Ich war so aufgeregt, dass ich nicht gemerkt habe, dass ich ihn so angeredet habe, Herr Döpfner, und die ganze Synode hat angefangen, sich zu unterhalten, da sind Bischöfe aufgestanden und haben ihren Nachbarn angehauen, mit ihrem Nachbarn disputiert, was

wagt dieser Student hier zu sagen. Das war unheimlich verblüffend und ich habe es gar nicht gemerkt, ich habe es gar nicht gemerkt in dem Moment, weil ich so aufgeregt war, dass ich ihn als Herrn Döpfner angeredet habe. Und das war einfach außerhalb der Synode in den universitären Gremien war es ja normal, dass man nicht unbedingt die Titel verwendet hat, und da habe ich dann Herr Döpfner gesagt, und das war also, die ganze Synode hat sofort angefangen zu diskutieren. Und später hat Schmolke, der war Publizistikprofessor aus Münster, hat darüber einen Aufsatz geschrieben über die kommunikative Wirkung von Fauxpas. Ja, das war ein Fauxpas und er hat geschrieben, das ist ein Beispiel dafür, wie Kommunikation in Gang kommt zwischen Menschen, die sonst nebeneinander sitzen und gar nichts miteinander reden, in dem Moment haben alle miteinander geredet, was denn das für eine Unverschämtheit sei, dass da einer den Herrn Döpfner so. Und ich war dann so verblüfft und ich bin dann am Abend nach der Synode zu Döpfner gegangen und habe mich entschuldigt und habe es ihm erklärt, ich hätte es vielleicht in einer persönlichen Erklärung dann auf der Synode machen können, aber ich habe es ihm gesagt, und dann hat er mir das nachgesehen, das war.“ (Franz Hamburger)

Als die Wahl zur Zentralkommission, der die „Koordinierung der synodalen Arbeit“ (Statut, Art. 9, Nr. 2) oblag, anstand, gehörte Hamburger zu den Gewählten. Ansonsten setzten sich unter anderem die bei den Präsidiumswahlen unterlegenen Hengsbach und Hemmerle durch. Nicht gewählt wurde Joseph Ratzinger (geb. 1927), der zwar im Verlauf der Synode noch das eine oder andere Gutachten für Sachkommissionen schrieb, aber ansonsten aus der Synodenarbeit ausstieg:

„Ja und dann gehörten der Zentralkommission die zehn Vorsitzenden der zehn Sachkommissionen an und zehn weitere von der Synode hinzu zu wählende Mitglieder. Und da erinnere ich mich genau an die Wahl zwischen Karl Rahner und Joseph Ratzinger. Ich sehe sie noch beide vor mir stehen, die standen an zwei Säulen im Würzburger Dom und es ging also um diesen Sitz in der Zentralkommission. Und dann haben wir nach meiner Erinnerung zwölf Wahlgänge gebraucht, um das nötige Quorum zu erreichen und einen von den beiden zu wählen. Also kolossal aufregend, wobei klar

war damals schon, dass wir die Wahl zwischen zwei Kirchen hatten. Also Karl Rahner stand für eine Ausprägung der Kirche und Joseph Ratzinger stand für eine andere. Und nach den zwölf Wahlgängen war dann Karl Rahner der Gewählte. Und das war damals natürlich noch nicht mit dem Hintergrund, den man heute hat, verbunden, aber doch eine Entscheidung, die man eigentlich nur schwer erwarten konnte, weil Joseph Ratzinger ja zu den beliebtesten und berühmtesten Professoren gehörte, Karl Rahner allerdings auch.“ (Edmund Erlemann)

Die Synodalen deuten diesen Schritt als Konsequenz aus der Arbeitsüberlastung des angesehenen Professors. Ernst Engelke interpretiert deutlich kritischer:

„Ratzinger ist ein hochintelligenter Mann, hochintelligent, ungeheuer machtbewusst und machtversessen, der immer die erste Geige spielen wollte. Solange das war, war er gut angepasst, scheinbar, weil alle ihm folgten. Das war, als er ausgewählt wurde als ganz junger Professor in Bonn von Kardinal Frings, ihm die wichtigsten Texte zu schreiben für das Vatikanum. Da war er der First Man. Der Kardinal, der hat seine Texte unkorrigiert vorgelesen. Mehr Macht in der Kirche? Und dann als er merkte, dass das nicht mehr so ging, nachdem das Zweite Vatikanum etwas anders lief, wie er sich das wohl gedacht hatte und er die Resistance mitbekommen hatte, hat er die Pferde gewechselt und hat dann auf einmal angefangen, das was er vorher vertreten hat, wiederum an der Spitze von Leuten, zu widerlegen oder andere Thesen zu vertreten. Ich habe als Student die Texte von Ratzinger in Fulda unter dem Tisch gelesen als Hoffnung für das, was in der Theologie möglich ist. Und ich muss nun erleben, dass der, der wesentliche Impulse von der Theologie, die ich gelernt habe, gegeben hat, jetzt sich dem abwendet und in Bemerkungen, so wurde kolportiert, das was er früher gelehrt hat, als Jugendsünde bezeichnet hat, so dass ich heute sage, wenn ich in seiner Diktion bleibe, halte ich vieles von dem in der eigenen Diktion für Altersschwachsinn, was er jetzt macht. Damit gehe ich in dieselbe Wertung hinein, die er gibt. Und er hat dann ganz systematisch, hoch gezielt immer darauf geachtet, dass er Erster ist. Und die Gegenbewegung zum Vatikanum Zwei war die Voraussetzung, wieder Erster zu sein als Anführer der konservativen Gruppe. Und deshalb

konnte er in der Synode nicht bleiben. Er ist einer der wichtigsten Leute, der die synodalen Ergebnisse, die im Sinne des Vatikanum Zwei hätten kommen müssen, verhindert hat. In Kooperation beispielsweise mit dem Kardinal Höffner, der ja Mitglied der Synode war und nicht aussteigen konnte. Er konnte es ja als Professor machen. Und da wurden die Allianzen gebildet, Ratzinger, Höffner mit Rom, um zu verhindern, dass es eine Erneuerung der Kirche gibt in Deutschland. Das ist meine persönliche These. Und weil Küng nicht in der Lage war oder nicht wollte, dass er sich auf dieses Spiel einließ oder sah, dass er keine Chance hatte, hat er eine Weltkirche in Anführungszeichen, einen Weltethos gegründet. Das heißt, unter, ich bin Psychologe, Psychotherapeut, unter dem Aspekt ist hier vieles eine persönliche Rivalität um Macht und um Erster sein an diesen beiden Personen auch festzumachen.“ (Ernst Engelke)

Bernhard Servatius war auch Vorsitzender des Rechtsausschusses, „der mit vielen Prüfungsaufgaben befasst war, unentwegt befasst war mit der Frage, ob Beschlüsse, Beschlussentwürfe, Vorlagen der Synode den Bestimmungen des Kirchenrechts bzw. den Statuten der Synode entsprachen“ (Bernhard Servatius). Insgesamt wird den Synodalen ein ausgewogenes Wahlverhalten bei der Besetzung der verschiedenen Gremien attestiert: „Der Wahlkörper Synode hatte es verstanden, dass die Zentralkommission, aber auch in der Rechtskommission jetzt nur die Mehrheitsmeinung anzutreffen war, sondern alle Gruppierungen der Synode dort auch vertreten waren, so dass wir nicht immer erst in einer Vollversammlung von den Kontroversen in den Sachkommissionen erfuhren. Die Zentralkommission hat ja die Vorlagen für die Vollversammlung zu prüfen, wie gesagt unter bestimmten Gesichtspunkten auch der Rechtsausschuss. Deshalb war es den Synodalen bei ihrer Wahl zu diesen Organen wohl wichtig, die verschiedenen Strömungen der Synode auch in diesen zentralen Organen zwischen den Vollversammlungen repräsentiert zu sehen.“ (Bernhard Servatius)

2.1.5 Die Kontroverse Flatten – Rahner

In die konstituierende Sitzung der Synode gehört eine Kontroverse zwischen dem Kölner Offizial Heinrich Flatten (1907–1987) und

dem Jesuitentheologen Karl Rahner (1904–1984)³¹. Beide galten als Exponenten unterschiedlicher kirchlicher und theologischer Flügel: „Ich mein‘, der Flatten war dann immer der, der retardierend war, und der Rahner war immer der, der weiterführend war. Der Rahner war ganz toll.“ (Hildegard Leonhardt). Peter Eisner (geb. 1944) weiß Flatten schnell einzuordnen: „war immer dagegen“ (Peter Eisner). Und Karl Lehmann fügt hinzu: „Das war Prof. Flatten, Kirchenrechtler, sehr konservativer Herr. Aber man wusste, wenn man Flatten gewinnt und wenn Flatten keine Bedenken hat, dann hat man auch eine eigene Chance, sowohl in Rom als auch in Köln.“ (Karl Lehmann)

Seine Denk- und Redeweise provozierte zu Karikaturen: „Auch der Professor Flatten, der ja eigentlich ein ganz strenger Kirchenrechtler war. Ich erinnere mich an seine scharf geschnittene Nase und seine eng beieinander liegenden Augen und seine geschliffene Rede. Er war Justitiar oder Offizial in Köln oder Bonn. Und der hat uns immer erklärt, was alles nicht geht, aber wenn man mit ihm ernsthaft ein Problem besprochen hat und zu ihm gesagt hat: Könnten Sie nicht auch an einer anderen Stelle, gibt es da nicht Spielraum? Da war er immer der, der den Spielraum ausgelotet hat. Und dann hat er aber auch in der Debatte dazu Stellung genommen und hat gesagt: Das geht noch. Das hat dann dazu geführt, wir hatten ja ein schwarzes Brett, wo jeder anschlagen konnte, was er wollte, da war eine Fußballaufstellung angeschlagen und da war er als rechter Vorstopper gezeichnet. Das hat große Heiterkeit ausgelöst natürlich und er ist dann ans Mikrofon gegangen. Bevor er sich zu irgendwas gemeldet hat, sagte er, er möchte gerne vorab was bemerken: Es erfülle ihm mit Stolz, dass man ihn überhaupt aufgestellt habe und er fühle sich da, wo er stehe, gar nicht unwohl. Das gab große Heiterkeit. Er hatte einen subtilen Humor, aber den hatte er, das war also gar keine Frage. Und man wusste, wenn man Flatten für sich gewonnen hatte, dann war die Mehrheit nicht weit, denn dann waren auch die, die konservativ waren, ich sage das in Anführungszeichen, weil ich das Etikettieren eigentlich nicht mag.“ (Walter Bayerlein)

³¹ Vgl. VOGES, *Konzil, Dialog und Demokratie*, S. 392–397.

Ob freilich die konservative Etikettierung der Person Flatten gerecht wird, bezweifelt Aloys Buch (geb. 1951): „Dessen Auftritte hat jeder, der dabei war, mit Sicherheit noch lebendig in Erinnerung. Und er ist von vielen überhaupt nicht verstanden worden. Er galt als der ganz Konservative, was wahrscheinlich überhaupt nicht stimmte, sondern er war einfach der Kirchenrechtler. Diese Form des Denkens hatten viele überhaupt nicht begriffen, deswegen waren dessen Interventionen meistens, von Publikumsreaktionen oder vom Plenum her, schwer angenommen. Wahrscheinlich hat er ganz andere Intentionen gehabt.“ (Aloys Buch)

Gleich in der ersten Sitzungswoche der Synode gab es einen Zusammenstoß: „Es war also eine sehr dichte Atmosphäre und an einen der ersten Beiträge kann ich mich sehr wohl erinnern, dass nämlich der Professor Flatten und der Professor Rahner sich behakten über eine christologische Frage.“ (Norbert Essink). Flatten hatte in einer Wortmeldung eine Predigt Kardinal Höffners (1906–1987) zitiert, der „feststellte, daß derjenige nicht mehr katholischen Glaubens sei, der sich nicht zur Gottessohnschaft Christi, zur Jungfrauenempfängnis und zur absoluten Unauflöslichkeit jeder gültig zustande gekommenen Ehe bekenne“³². Rahner entgegnete ihm, dass die konkreten Fragen erst nach dem Bekenntnis begängen und dass Flatten die Hierarchie der Wahrheiten nicht genügend berücksichtigt habe. Nach der Sitzungsperiode veröffentlichte Kardinal Höffner einen offenen Brief an Karl Rahner, der allen Synodalen zugestellt wurde und in dem er lehramtliche Festlegungen gegen theologische Diskussionspunkte betonte. Mehrere Synodale erinnerten sich an diese Kontroverse, ohne jedoch den genauen Zeitpunkt zu bestimmen: „Also auf jeden Fall ging es einmal darum, den Glauben in heutiger Sprache auszudrücken. Da hat der Rahner eben gesagt in seinem Vorschlag, eine neue Glaubenssprache eben zu finden, dass mit der Benennung Jesu oder mit der Bezeichnung Jesu als Sohn Gottes das Problem nicht gelöst ist, sondern das Problem erst beginnt. Und das hat Widerspruch bei Höffner gefunden, dass es uralte

³² *Die konstituierende Sitzung der Gemeinsamen Synode in Würzburg. Sonderberichterstattung Synode (II)*, in: *Herder-Korrespondenz* 25 (1971), Nr. 2, S. 92–102, 100.

Tradition ist und seit Jahrtausenden alle Menschen wussten, was mit Jesus ist, Gottes Sohn gemeint ist, dass das denen klar war, dass man hier nicht weiter grübeln müsse. Also das hat die Problematik wirklich sehr bezeichnet, offengelegt.“ (Rudolf Rödiger)

2.1.6 Die AG Synode

Gleich bei der ersten Vollversammlung wurden Fraktionsbildungen sichtbar, zu denen zwei unterschiedliche Wahrnehmungen zitiert werden sollen³³. Bernhard Servatius urteilt aus der Perspektive des Präsidiums: „Stark in Erinnerung habe ich den Vorabend, die letzten 24 Stunden vor der Wahl. Es gab eine Arbeitsgemeinschaft Synode, eine Gruppe von auch Nicht-Synodalen, die sich des synodalen Geschehens annahm, vor allem rekrutiert aus einigen Studentenführern, auch Studentenseelsorgern, kritischen Teilen, großen kritischen Teilen des Bundes der Deutschen Katholischen Jugend, BDKJ, die damaligen Verantwortlichen für die KDSE, eine starke Gruppe um ‚Publik‘ herum. ‚Publik‘ wurde dann auch das Zentralorgan, darf ich mal sagen, der Arbeitsgemeinschaft Synode. So, und da ist am Vorabend der Synode schon kräftig ‚vorbereitet‘ worden. Da gab es eine erste Fraktionsbildung, da wurden Personalien diskutiert für die Schlüsselstellungen in der Synode. Das trat auch am nächsten Tag dann öffentlich zu Tage in der ersten Hauptversammlung bei der Konstituierung der Organe der Synode.“ (Bernhard Servatius)

Ernst Engelke gehörte von Anfang an zur AG Synode, die ihre Impulse auch vom niederländischen Pastoralkonzil bezog: „Im Vorfeld wurde eine Arbeitsgemeinschaft Synode gegründet, vor allem von Vertretern der Priester- und Solidaritätsgruppen sowie mehreren Studentengemeinden getragen. Ich war von Anfang an Mitglied der Arbeitsgemeinschaft, die auch eng mit dem BDKJ kooperiert hat. Ich habe an den Treffen teilgenommen und bin auf diese Weise in ein neues Feld hineingekommen. Sehr viele engagierte Leute habe ich kennengelernt, von denen ich vorher nie etwas gehört hatte. Für die meisten von ihnen war das niederländische Pastoralkonzil Orientierung. Man hatte gehofft, dass die deutsche Synode erfolgreicher

³³ Vgl. VOGES, *Konzil, Dialog und Demokratie*, S. 397–401.

sein und besser ausgehen würde. Viel Streit gab es in der Kirche in Holland. Es gab ja nicht nur den holländischen Katechismus und Oosterhuis, sondern im Prinzip sind die Reformbewegungen unterlaufen worden und zwar durch die Einsetzung der Bischöfe aus Rom. Sehr ungern erinnere ich mich an Bischof Simonis, der dafür gesorgt hat, dass das, was unter anderen Bischöfen möglich war, gekappt wurde. Nicht zuletzt hat sein Verhalten mit dazu beigetragen, dass in Holland die Abkehr von der katholischen Kirche so massiv eingesetzt hat. Holland war ja bis zur Zeit der Synode noch das ‚Mistbeet‘ für katholische Priesterberufe. So wie heute viele Priester aus Polen kommen, sind sie damals aus Holland nach Deutschland gekommen. Vor allem hat es in den norddeutschen Diözesen sehr viele holländische Priester gegeben, die eben aus dem ‚mit vielen Priestern gesegneten Holland‘ in die Diaspora gekommen sind. Einer von ihnen war als ein Vertreter der Hildesheimer Diözese in der Synode, der Liturgiewissenschaftler Professor Dr. Joop Bergsma. Aus Reformideen wurde die AG Synode gespeist, die ja eine relativ lockere Vereinigung war, mit eigener Zeitschrift und verschiedenen Ausschüssen, die später zunächst parallel zu den Sachkommissionen gebildet wurden, so dass eine kontinuierliche konstruktive Arbeit möglich war. Ich habe daran teilgenommen. Die AG Synode hat viele Vorschläge gemacht, wer noch als Berater außer denen, die von der Bischofskonferenz und dem Zentralkomitee der Katholiken Deutschlands vorgeschlagen wurden, in die Synode berufen werden sollten. Viele in der Öffentlichkeit bekannte Persönlichkeiten, zum Beispiel Heinrich Böll, sind vorgeschlagen worden.“ (Ernst Engelke)

2.2 Die zweite Vollversammlung (Mai 1972)

2.2.1 Publik

Die Vollversammlung im Mai 1972 war bestimmt von den Entwicklungen um die 1968 gegründete katholische Wochenzeitung „Publik“³⁴. Diese Zeitschrift stellte ein Unikum dar mit der Art ihrer Be-

³⁴ Vgl. Bock, Florian, *Der Fall „Publik“*. *Katholische Presse in der Bundesrepublik Deutschland um 1968* (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte

richterstattung, der Auswahl der Themen und der kritischen Haltung gegenüber kirchlichen Positionen: „Es war damals eine Zeitschrift, die in Offenheit, auch in Kritik gegenüber der Kirche, aber immer in einem angemessenen Stil, fast auf jedem Redaktionstisch lag, es war ein unglaubliches Informationsblatt. Und ich glaube, es hat sehr, sehr viel Gutes gebracht, natürlich auch die eine oder andere Kritik in die Presse hineingetragen, aber das ist ja dann unabdingbar.“ (Claus Kühn) Hans Suttner (1935–1968), „der eigentliche spiritus rector des ganzen Unternehmens“ (Karl R. Höller), hatte die Vorstellung, die Kirche in Deutschland brauche „eine zentrale kirchliche, katholische, sehr offene Wochenzeitung. Und damit ist er hausieren gegangen, auch von Bischof zu Bischof. Er hatte keinen großen Namen, der war gar nicht bedeutend. Hans Suttner [...] hat immer wieder gefordert, wir brauchen diese Zeitung, bis sie dann kam. Ich habe sogar die erste Nummer noch zu Hause. Und er ist im Jahre, das war 68, glaube ich, erschien die erste Nummer, und er ist dann sofort im gleichen Jahr leider gestorben. Er war Verlagsdirektor für den Anfang und ist dann sehr bald gestorben, und ich würde behaupten, dass Publik nicht eingestellt worden wäre, wenn Hans Suttner noch gelebt hätte. Der war so wendig und in allen Sätteln gerecht, dass er das verhindert hätte, glaube ich, ja, zumindest hätte er noch einen Dreh gefunden, das Ganze zu retten.“ (Karl R. Höller)

In der Öffentlichkeit stellten sich die seit der ersten Nummer bei der Bischofskonferenz aufgelaufenen Beschwerden als Versuche dar, eine kritische Stimme zum Schweigen zu bringen. Aus der Perspektive des Zentralkomitees und im Licht neuer Studien war dem jedoch nicht so: „Ich bin der Meinung, dass Publik einen guten Weg beschritten hat, aber das Problem bestand halt darin, dass es den Finanzrahmen so überstrapaziert hat, dass es sich nicht mehr finanzieren konnte. Und dann liefert man sich natürlich den Finanzgebern immer aus, wenn man so was macht. Und das hat man getan. Und wenn der Verband der Diözesen Deutschlands nur einstimmige Beschlüsse in Finanzfragen fassen kann, dann weiß man, was das bedeutet: Da braucht nur einer dagegen zu sein. Aus welchen Gründen

128), Paderborn 2015. Dort S. 397–445 über die Diskussionen auf der Würzburger Synode.

auch immer. Und so was macht man nicht, wenn man klug ist. Das ist der eigentliche Vorwurf, den ich den entscheidenden Leuten machen muss, wobei das auch damit zusammenhängt, dass der für die geschäftlichen Dinge verantwortliche Mann gleich zu Beginn tödlich verunglückt ist. Und das war ein Mann aus dem Stab des Zentralkomitees.“ (Friedrich Kronenberg)

Nachdem Ende November 1971 nach der Einstellung von „Publik“ 87 Synodale eine Sondersitzung dazu gefordert hatten, wurde der erste Tag der zweiten Vollversammlung am 11. Mai 1972 ganz dieser Thematik gewidmet. Für den Medienwissenschaftler Michael Schmolke (geb. 1934) war „die Sitzung, die sich dann für alle aus unserer Kommission, also für alle Medienleute eingepägt hat, war die Publik-Sitzung im Mai 72, ja, da waren wir ja mitten in dem Schlamassel auf einmal drin, der sich da anbahnte, und da wurde auch vorher sehr genau beraten, taktisch, welche Personen auftreten und wann und wie und was zu tun ist, wenn.“ (Michael Schmolke) Am deutlichsten eingepägt hat sich die Wortmeldung des Münsteraner Professors und späteren Limburger Bischofs Franz Kamphaus (geb. 1932): „In der offenen Diskussion damals, Mai 72, 11. oder 12., glaube ich, hat ja der Franz Kamphaus die bewegendste Rede gehalten da mit der schönen Wortprägung, ‚Publik hat einen gläsernen Sarg bekommen‘. Und Kamphaus war nicht aus unserer Kommission, aber er hat eigentlich das Prägende auf der Empörerseite gesagt und getan, er war schon von Natur aus war er ein Revoluzzer und auch ein eigenartiger Heißsporn.“ (Michael Schmolke). Doch solche Sprüche bleiben und an sie erinnern sich Teilnehmer auch noch 40 Jahre danach: „Und das Kamphaus-Wort ‚Publik hat einen gläsernen Sarg bekommen‘ war einer der treffendsten Sprüche der ganzen Synode, denn es war wirklich, es war volle Transparenz gegeben, aber Schneewittchen war tot und die Furcht der Konservativen war, um Himmels Willen, das darf nicht weitergehen wie im Märchen, bloß nicht den Apfel ausspucken wieder, den verschluckten Teil da vom Apfel, bloß nicht wieder Schneewittchen lebendig werden lassen.“ (Michael Schmolke)

Grundlage der Diskussion waren drei vom Sekretär der Bischofskonferenz, Karl Forster, in Auftrag gegebene Gutachten, die den Synodalen vorlagen: „Der hat, als mit Publik zu Ende war, drei Gut-

achten in Auftrag gegeben und eines davon selber gemacht, also gewissermaßen die offiziöse Darstellung der wirtschaftlichen Entwicklung von Publik, Forster, da steht alles drin, ganz offen, eigentlich ohne Tendenz. Dann ein Gutachten an uns, an diese Forschungsgruppe Münster, was ist da falsch gelaufen, vor allen Dingen, damals war der Gedanke Forum sehr wichtig, also nicht mehr Medien als Kanzel, kirchliche oder katholische oder so weiter, sondern Medien sollen Forum sein. Und über Homeyer und Tenhumberg wussten natürlich die Auftraggeber, Schmolke mit seinen Leuten, das sind gemäßigte Forumsvertreter, die also von der Wirklichkeit der Massenmedien ausgehen. Aber sie haben noch ein Zweites an den Hans Wagner in München vergeben und auch dort an der Zeitungswissenschaft, wie das dort immer noch hieß. Hans Wagner war ein gewisser Mann, der ein Anhänger der reinen Lehre in Sachen Forum, also kein Journalist, kirchlicher Journalist darf, ich übertreibe jetzt, darf etwas veröffentlichen, was nicht vorher im entsprechenden Rat abgesegnet war, sondern es müssen alle Meinungen, alle Standpunkte müssen zu Wort kommen und das muss jeweils durch Räte abgesegnet werden, das ist ein ganzes Sowjetsystem, was er dort entwickelt hatte für seine Forumsidee. Und wir haben das in Münster sehr schnell gemacht mit Umfragen, mit Inhaltsanalysen. Und es gibt diese drei Berichte, wo eben ganz klar gelegt wird, wie das gescheitert ist, und zwei verschiedene Standpunkte, warum das gescheitert ist.“ (Michael Schmolke)

Carola Kahler (geb. 1932) zieht in der Erinnerung eine Linie vom Ende der Zeitung „Publik“ zu den Schwierigkeiten der katholischen Kirche, sich überhaupt im Medienbereich zu etablieren: „Eine zweite solche Zeitung nur für Kirche und gesellschaftspolitische Auseinandersetzungen aus dem Gesichtspunkt des Guardini-Lehrstuhls war nicht zu bezahlen. Das war so teuer, das konnten wir auf Anhieb sehen, dass das nicht geht. Das haben wir dann alles durchchecken lassen, das war ganz traurig, weil es keine Alternative aus dem ganzen publizistischen Apparat der Kirche gab. Und das traurige Ende von dem Ganzen, das ist ja nun Weltbild. Irgendwo ist das eine Linie, die vielleicht in einem schwierigen Grundverständnis von Kirche und Gesellschaft, gerade auf dem Sektor Publizistik zu tun hat.“ (Carola Kahler)

„Publik“ war das erste Thema, mit dem die Sachkommission VI an die Öffentlichkeit der Synode trat. In ihr waren zwei große Sachgebiete zusammengebunden worden, Publizistik und Bildung, näherhin die Frage nach dem Religionsunterricht. Die Leitung der Kommission hatte zunächst der CDU-Politiker Bernhard Vogel inne, der „immer wieder auch sehr qualifiziert mitgearbeitet, beigetragen“ (Franziskus Eisenbach) hat: „Also wenn er in der Synode sprach, das wurde wirklich auch beachtet, weil ihm das ganze Zentralkomitee unterstand, abgesehen davon, dass er persönlich ein ganz kluger und besonnener und entschiedener Mann auch ist in all diesen Fragen“ (Friedrich Kronenberg). Vogel wird als Mann geschildert, der mehrere Dinge gleichzeitig tun konnte, wie Albin Nees zu berichten weiß: „Ich habe als Student, war ich einmal eingeladen beim Zentralkomitee der Katholiken, einen Vortrag zu halten über Kirche und Studenten. Und da kann ich mich erinnern, wie ich mich geärgert habe über den Bernhard Vogel, der da rein gekommen ist, nachdem ich vielleicht zehn Minuten geredet habe oder hatte, zehn Minuten, und dann hat er Zeitung aufgeschlagen und hat angefangen, Zeitung zu lesen. Wie ich fertig war mit meinem Referat, war der erste, der sich zu Wort gemeldet hat Bernhard Vogel. Da habe ich gedacht, wie kann denn einer so frech sein, zu spät kommen, Zeitung lesen und dann als erster sich zu Wort melden. In der Synode habe ich ihn kennengelernt und habe gesehen, wie er zum Beispiel einen Beitrag, den ihm jemand verfasst hatte, korrigiert, zu gleicher Zeit Gespräche führt mit seinem Nachbarn, der Sekretär dieser gemischten Kommission war, und zu gleicher Zeit gekonnt, souverän diese Versammlung leitet. Der war in der Lage, drei Dinge gleichzeitig zu machen. Der ist es vielleicht auch heute noch. Und da habe ich ihn sofort entschuldigt, als ich das persönlich erlebt habe, wie der viele Sachen nebeneinander machen kann“ (Albin Nees). Gleichzeitig heben Synodale seine Leutseligkeit hervor: „abends in Würzburg ist er meist mit Weinbegleitung, und er aus der Pfalz, das konnte sehr lustig werden. Wir haben auch in Mainz gelegentlich getagt und das dann oft das mit Weinproben verbunden. Und Bernhard Vogel war ja wirklich Kabarettist, auch noch als Ministerpräsident, also der konnte formulieren aus dem Stegreif. Da waren manche Abende, da konnte man glauben, man sitzt in der

Lach- und Schießgesellschaft, und das hat die anderen auch inspiriert“ (Michael Schmolke). Vogel gab den Kommissionsvorsitz ab, nachdem er zum Präsidenten des Zentralkomitees der deutschen Katholiken gewählt worden war. Sein Nachfolger Claus Kühn (1924–2016), Geschäftsführer von Studio Hamburg des Norddeutschen Rundfunks, „der auch kühne Ideen gehabt hat“ (Konrad-Josef Amann), bekannt nach eigener Aussage „vielleicht auch dafür, dass ich manchmal den Mund bisschen mehr aufgemacht habe als andere“ (Claus Kühn), wurde in Abwesenheit zu seiner eigenen Überraschung gewählt:

„Ja, und am Abend vor einer Vollversammlung, [...] an dem Abend hatte ich mich entschuldigt nach meiner Erinnerung an der Teilnahme der Kommissionsitzung aus irgendeinem Grunde und bin, was ich öfter gemacht habe, mit dem Schlafwagen nach Würzburg gefahren. Damals dauerte das ja noch ewig. Und bevor ich, an dem Nachmittag wurde ich angerufen von jemandem aus der Kommission, ich weiß nicht mehr wer, dass man morgen den Vorsitzenden wählen wolle, am Freitagabend den Vorsitzenden wählen wolle und er meinte, ich sei doch auch dafür geeignet, ob ich das machen würde. Sagen wir mal, war einer aus der Kommission, ich weiß nicht, ob er beauftragt worden war, kann ich nicht sagen. Und da habe ich gesagt, wenn ihr mich haben wollt, dann mache ich das. Und dann bin ich im Schlafwagen hin und bin zweidreiviertel Stunden etwas später in die Vollversammlung gekommen, weil ich es gar nicht anders erreichen konnte. Und als ich die Aula betrat, unterbrach Döpfner irgendetwas, er hatte da den Vorsitz oder die Moderation, die stand ja dem Präsidenten immer jederzeit zu, erhalten, ansonsten wurden aber, weil das ja auch ein Schlauchjob ist, Moderatoren genommen, nicht, immer zwei, die, wenn man nicht mehr weiter weiß, konnte der andere ihm helfen, also jetzt zurück, unterbrach sich der Döpfner und sagte, ich begrüße den neuen Vorsitzenden der Sachkommission VI. Und ich höre das, wollte auf meinen Platz zugehen und gucke mich um, wer ist denn da mit dir hineingekommen oder wen meint er denn. Und da hat Döpfner gesagt: Herr Kühn, ich meine Sie. Und da habe ich gesagt, ich habe keine Ahnung. Und da stand einer von der Kommission auf, weiß nicht, der Wahlleiter oder so, keine Ahnung, und hat gesagt: Ja dann kön-

nen wir das ja hier gleich erledigen, wir haben Sie gestern zum Vorsitzenden gewählt, Sie müssen nur noch Ja sagen. Und da habe ich dann gesagt: Ja – und bin auf meinen Platz gegangen. Und dann wurde Beifall geklatscht und, naja, wie das so üblich ist, nicht? Tja, so bin ich Vorsitzender geworden der Kommission VI. Im Übrigen so ein Vorsitzendenjob, damit war ich nämlich automatisch auch Mitglied im Hauptausschuss, noch wieder ein zusätzlicher Ausschuss, der dann manchmal sehr viel wichtiger war als die Kommission selber, weil dort nämlich die Weichen für die Kommissionsarbeit vorgestellt wurden. Die Kommission musste entscheiden natürlich, aber entscheidend war, wenn die Hauptkommission mit dem Präsidium und allen sagen, jetzt macht ihr das, und sagen, nee, das machen wir nicht, jetzt machen wir etwas anderes, also das, so eine Hauptkommission hat schon ein Gewicht, nicht?“ (Claus Kühn)

Das Problem der SK VI bestand nicht nur in ihrer mit 46 Mitgliedern schieren Größe, sondern auch in der Kombination ihrer Themen. Johann Limbacher (geb. 1940) ging dabei eine neue Welt auf: „Es war für mich auf der einen Seite eine neue Welt und gleichzeitig eine, die mir deutlich gemacht hat, die Kirche sollte den Weg der zeitgemäßen Informationen, Publikationsmittel gehen, und soll versuchen, mit modernen Methoden und Medien die Botschaft Jesu an die Menschen zu bringen.“ (Johann Limbacher). Erentraud Eberhardinger (geb. 1945) fand die Arbeit ziemlich frustrierend: „Und so bin ich in diese Sachkommission Erziehung, Bildung, Information, das war glaube ich zehn oder sechs oder irgend so was, gelandet und war dort vergleichsweise unglücklich oder unzufrieden. Das ist – von der Sachkommission drei völlig verschiedene Bereiche, das war so eine Müllsammel- oder Restesammelkommission. Da waren Leute drin, denen es vor allem um die Kleinkindererziehung ging, also Kitas, die haben damals noch Kindergärten geheißen und von Krippen hat kein Mensch geredet, dann Bildung, das waren vor allem Lehrer und denen ging es dann um schulischen Religionsunterricht und solche Geschichten. Und Information, das waren dann Journalisten und ähnliche Leute, die dann da ihr Interesse gehabt haben. Und ich war da irgendwo zwischen allen Stühlen gehängt. Also ich habe da bei keinem Papier aktiv mitarbeiten können, weil

das überhaupt nicht meine Kompetenz war. Ich habe halt, soweit ich konnte, mal was dazu gesagt. In der Kommission war der Franz Hamburger noch drin und dem ging es, glaube ich, phasenweise zumindest ähnlich. Also die Atmosphäre war auch nicht gut in der Kommission. Ich habe das Bild, das ich damals dafür gefunden habe, das verfolgt mich bis heute, dass da nämlich mit einem offenen Messer unter einem weißen Tisch doch gekämpft wird und zugestochen wird, also richtig. Ich habe das als aggressiv empfunden, ich habe das als machtgeil zum Teil empfunden, also es war mir zutiefst unsympathisch. Es war von der Atmosphäre her völlig anders wie ich auch harte Auseinandersetzungen aus den Jugendverbänden gekannt habe. Also das war eine ... Nach 68 ist es in den Jugendverbänden ja echt hoch hergegangen und da ist ja gestritten worden ohne Ende. Aber das war immer so, dass man anschließend gesagt hat: Jetzt trinken wir ein Bier miteinander. Also da war inhaltlich ein großer Dissens, aber das war nicht so hinterhältig irgendwie oder so diplomatisch in Anführungszeichen. Jedenfalls der Franz und ich sind nach Synodensitzungen, haben wir in jeder Stadt, wo das stattgefunden hat, die Wirtschaft gekannt, wo es abends um elf auch noch ein Bier gibt. Und da sind wir dann hin, um uns den Frust ein wenig vom Hals zu schaffen, bevor wir ins Bett gingen.“ (Eretraud Eberhardinger)

Eberhardingers Einschätzung wird von Aloys Heck in keiner Weise geteilt: „Ich kann nur sagen, dass die Arbeiten in der Kommission selber an sich verhältnismäßig reibungslos vorangingen, man hat seine Anliegen, das Thema wurde festgelegt, man hat dazu versucht zu sagen, was wichtig wäre aus der Sicht der Kirche. Und das wurde dann in das Papier aufgenommen, weil man wusste, das Papier wird ja dann noch in die Vollversammlung eingebracht und da diskutiert, sodass also das Arbeitspapier, wie es damals hieß, an sich gut erstellt werden konnte. Man hat die einzelnen Mitglieder im Laufe der Zeit kennengelernt, man wusste, in welche Richtung sie gehen und das hat dann auch geholfen, dass man sich persönlich miteinander abgestimmt hat, beziehungsweise sogar freundschaftlich zusammen gearbeitet.“ (Aloys Heck)

Die divergenten Themen führten dann auch zu einer Teilung der Sachkommission nach Schwerpunkten: „Und dann haben wir ver-

sucht, die Sachkommission zu teilen [...]. Bildung und Publizistik. Wir sind die Sachkommission, die Publik gekillt hat in einer ganz schwierigen Nachtsitzung in München. Also da arbeiteten dann ein bestimmter Teil – das war ein kleinerer Teil, aber ein ganz effektiv besetzter. Zum Beispiel der große Journalist, Namen vergesse ich jetzt manchmal. Oder Claus Kühn zum Beispiel von Radio Hamburg. Das waren Leute, wie heißt er denn: Ferdinand Oertel, der lebt noch. Neulich habe ich noch was von ihm gelesen. Dann war ein sehr bekannter Publizist, der im Rheinischen Merkur Herausgeber war³⁵. Obwohl die sich dafür stark gemacht haben, musste die gesamte Kommission entscheiden. Eine Teilsachkommission, das war in der Struktur angelegt.“ (Carola Kahler)

2.2.2 Zölibat und Weihe von „*viri probati*“

Die Abendsitzung am 13. Mai 1972 war in doppelter Hinsicht spannend. Zum einen fand das Rückspiel des Viertelfinales der Fußball-Europameisterschaft zwischen Deutschland und England statt. Viktor Josef Dammertz (geb. 1929) erinnert sich an die Situation, wenn auch nicht mehr an das exakte Ergebnis, das ein torloses Unentschieden war: „Frau Laurien war natürlich, die war eine der Moderatorinnen dort, ja. Und als einmal an einem dann ein Fußballspiel war, Deutschland gegen ich weiß nicht oder die Mannschaft, jedenfalls hat sie dann als Moderatorin gesagt, ich darf kurz unterbrechen, also Deutschland hat gerade das 1:0 geschossen, ne? Das war so eine, damit die Leute in der Aula geblieben sind und nicht weggegangen sind.“ (Viktor Josef Dammertz)

Dieses Bonmot fiel in eine kritische Situation, in der Kardinal Döpfner der Synode mitteilte, dass die Bischofskonferenz beschließen habe, „die Frage der Weihe von im Leben bewährten Männern aus dem Beratungsgegenstand ‚Dienst und Amt des Priesters in den Gemeinden‘“³⁶ herauszunehmen. Obwohl die Moderatorin Laurien nur formale Wortmeldungen zulassen wollte, kam es dennoch zu einer Diskussion um den priesterlichen Zölibat. Der Würzburger Sub-

³⁵ Gemeint ist Otto B. Roegele.

³⁶ Prot.II, 362.

regens Heinz Röschert wies die Vollversammlung auf Umfragen hin, in denen sich eine Mehrheit für die Aufhebung des Zölibats ausgesprochen hätte. Seine Frage an die Synode: „Muß bei diesem Meinungsbild von Priestern und Laien nicht einmal offen darüber geredet werden? Ich bitte inständig um der Theologiestudenten willen die Herren Bischöfe, gerade in dieser Synode ihre ernstesten Bedenken vorzutragen. Denn die Verunsicherung der Theologiestudenten ist auch aus diesem Grunde sehr ernstzunehmen.“ (Heinz Röschert). An die Reaktion des Kardinals erinnert sich Röschert: „Und als ich ihm dann begegnet bin, das war im Kreuzgang, das war zwei Tage oder drei Tage später, hat er mich an der Krawatte gepackt und hat gesagt: Die ist übrigens auch nicht schwarz. Da habe ich gesagt: Wenn Sie in die Berge gehen, haben Sie auch keine an. Und dann war das ein sachliches Gespräch. Er hat nie jemand etwas nachgetragen. Aber für mich als den jungen Spund war es natürlich schon beeindruckend, dass er sich dann so die Argumente selber angehört hat und dass es ihm wert war, darüber noch mal zu reden. Das war also sein Anliegen, wie weit halt dann die Anliegen der Bischofskonferenz zu wenig in solchen Einsprüchen, die unsereiner erhoben hat, berücksichtigt haben oder zum Tragen kamen.“ (Heinz Röschert)

In der SK VII spielten die Themen um Zölibat und priesterliches Leben nicht nur eine theoretische Rolle, sondern wirkten sich auch dahingehend aus, dass Mitglieder der Synode ihr Priesteramt verließen: „Das andere Thema in unserer Kommission war das Thema Zölibat. Da war ich bei denen, die sich für den Zölibat eingesetzt haben. Also in unserer Kommission waren aber schon relativ viele, die sich für ein verheiratetes Priestertum ausgesprochen haben. Und unsere Kommission selbst hat damit ein Mehrheits- und ein Minderheitsgutachten, wenn ich mich jetzt noch recht erinnere gearbeitet. Also das war, das Gute an Diskussionen war, man konnte merken, dass die, die hier anders dachten, gute Argumente hatten und sozusagen nicht als, würde ich mal sagen, weniger tiefgeistliche Menschen zu gelten hatten. Wir haben wohl auch erlebt, dass aus unserer Kommission zwei, die Priester waren, in der Zeit ihr Amt niedergelegt haben und geheiratet haben. Auch das haben wir dann miterlebt. Die schieden aber dann aus der Arbeit aus. In unserer Kommission haben wir auch über die Form des Priestertums nach-

gedacht und in unserer Kommission war der Gedanke der *Communio* sehr stark und dass sozusagen die sich aus dem Glauben her sich ermöglichende Gemeinschaft, auch Lebensgemeinschaft innerhalb einer Gemeinde gefördert werden sollten und dass deswegen auch Priester, die eine Gemeinde leiten, selber in *Communio* leben sollten und nicht nur als Einzelkämpfer und Individualisten, die ihren Dienst zu tun hätten. Von diesem Gedanken ausgehend haben wir uns eingesetzt, dass in den Pfarrhäusern Räume entstehen sollten, wo Priester miteinander leben können und nicht jeder für sich alleine ist und dass es eine sozusagen *Vita Communis* ist als eine [...] Zölibat sozusagen entsprechende Lebensform auch in der Priesterausbildung zur Geltung zu kommen hätte. Und in dem Zusammenhang haben wir auch davon gesprochen, dass es schädlich sein könnte für einen Priester, wenn er zu lange an derselben Stelle bleibt. Und ich habe den Vorschlag eingebracht, der auch in unser Papier eingegangen ist und auch in der Abstimmung innerhalb der Synode Bestand behielt, sozusagen, dass die Inamovilität des Priesters, dass man das aufheben sollte. Und in der Form, dass vom Amtsträger selber alle zehn, zwölf Jahre das Angebot an den Bischof gebracht werden sollte, eventuell zu wechseln, falls der Bischof es für gut halten würde. Wir haben also nicht gesagt, das muss stur durchgezogen werden dieses Prinzip, aber es sollte als Grundgedanke, wie verwalte ich ein Pfarramt heute, eingebracht werden.“ (Wilfried Hagemann)

2.2.3 Mitverantwortung und pastorale Strukturen

Die Ereignisse um die Einstellung von Publik ließen die Diskussion um die Formen der Mitverantwortung in der Kirche zu einem heißen Tanz um Geschäftsordnungsfragen und Anträge werden. Beteiligt waren daran Vorlagen der Kommission VIII und der Kommission IX sowie einer Gemischten Kommission aus den beiden genannten Gruppen.

Die Sachkommission VIII „Formen der Mitverantwortung in der Kirche“ stand unter der Leitung von Wilhelm Pötter (1904–2002), „ein typischer Verwaltungsrichter, der hat natürlich immer geschaut, was ist die Verwaltungsgerichtsordnung, wo kann man sie überneh-

men, wo kann man sie nicht übernehmen“ (Walter Bayerlein), „der war dann sehr enttäuscht, weil es so, wie er es sich gedacht hatte, dann eben nicht umgesetzt wurde“ (Viktor Josef Dammertz). Seine Wahl zum Vorsitzenden wurde gegen die Kandidatur von Bischof Franz Hengsbach durchgesetzt: „Ich weiß noch sehr genau, dass Bischof Hengsbach eigentlich für selbstverständlich hielt, dass er Vorsitzender dieser Sachkommission werden dürfte. Und er kandidierte auch. Und, ja, soll ich das sagen, ach ja, ich muss mich auch nicht schämen, es hatte ein paar jüngere Leute gegeben, die meinten, ich könnte doch das machen. Aber ich hatte zu dem Zeitpunkt schon einen Eindruck von dem Herrn Pötter gewonnen, dem Oberverwaltungsgerichtspräsidenten. Das war ein Typ, davon, dass er meinem Vater so wahnsinnig ähnlich sah, mal abgesehen, aber ich bin also wirklich mit ihm glänzend zurecht gekommen. Und ich habe dann darauf gedrängt, nein, das ist eine so wichtige Sache, dafür fühle ich mich eigentlich nicht fit, Herr Pötter. Gut, Herr Pötter erklärte sich dann bereit gegen Hengsbach und trotzdem nannten andere mich noch. Ich habe dann gesagt: Ich finde, diese beiden sollten zur Wahl stehen, ich muss das nicht. Und daraufhin wurde ganz klar die Mehrheit für Pötter zustande gebracht, das war kein Riesensproblem und dann sollte einer für den Fall, dass er mal ausfällt, vertreten und dann lehnte Hengsbach das dann ab, Vertreter zu werden, nein dafür kandidiere er nicht. Und dann wurde ich wieder vorgeschlagen. Gut ich bin dann sein Vertreter gewählt worden, musste Gott sei Dank nur mal eine halbe Stunde, wie er zu spät kam, die Kommission leiten, weil da Bischöfe drin waren natürlich. Also der spätere Paderborner Degenhardt war da drin und Kampe war drin. Noch jemand? Dammertz, aber der war noch nicht Bischof, der war noch nicht Bischof, der war noch Benediktinerpater, Kirchenrechtler.“ (Gottfried Leder). Der Kommission gehörte auch der spätere Essener Weihbischof Franz Grave (geb. 1932) an: „Ich war dann hinterher, also in der praktischen Arbeit der Synode einmal vor allem in der Kommission der Mitverantwortung des ganzen Gottesvolkes für die Sendung der Kirche, also da wo es um die Fragen der Mitverantwortung, der Beteiligung, der Partizipation ging, welche strukturellen Voraussetzungen sind notwendig, damit das zur Selbstverständlichkeit wird in unserer Kirche und dass der Akzent und der Beitrag

der Laien in angemessener Weise auch strukturell gesichert ist. Ich habe also unter Doktor Pötter, dem Vorsitzenden der Kommission dieser Kommission die Verantwortung des Gottesvolkes für die Sendung der Kirche gearbeitet“ (Franz Grave).

Die Sachkommission IX „Ordnung pastoraler Strukturen“ leitete der Aachener Domkapitular Philipp Boonen (1921–1991), ein ausgesprochener Verwaltungsexperte. In seiner Kommission war unter anderem Walter Bayerlein, der „war ein kluger Mann. Und der argumentierte ja wie Anwälte bei Gericht, also wie Plädoyer mit Pro und Contra und Transparenz und Klarmachen und Verständlichmachen und Zusammenführen und zur Vernunft plädieren.“ (Roswitha Verhülsdonk). Friedrich Kronenberg urteilt über ihn als jemanden, der bis in die Gegenwart die Synode verteidigt: „Er war einer der Hauptmotoren, die immer auch alles hinterfragten, nicht wahr, sodass es da auch zu manchen kritischen Auseinandersetzungen kam.“ (Friedrich Kronenberg)

2.3 Die dritte Vollversammlung (Januar 1973)

2.3.1 Laienpredigt

Die dritte Vollversammlung begann mit der zweiten Lesung der Vorlage „Die Beteiligung der Laien an der Verkündigung im Gottesdienst“. Dazu war am 22. Dezember 1972 über den Nuntius ein Schreiben des Präfekten der Kleruskongregation, Kardinal John Joseph Wright (1909–1979), eingegangen, das in der Erlaubnis der Laienpredigt eine Frage sah, die weder von einzelnen Bischöfen noch von einer Synode entschieden werden könne. Als Berichterstatter der Bischofskonferenz fungierte der Speyerer Bischof Friedrich Wetter, der sich an die Diskussion zur Laienpredigt erinnert:

„Ich war Berichterstatter der deutschen Bischofskonferenz für diese Frage. Damals stürmten die Laien, zumal die junge Generation der Volltheologen, die stürmten auf die Kanzel. Sie wollten auch predigen, sie hatten ja studiert, genau wie die Priester. Und das wurde nicht nur von den Diplomtheologen gefordert, viele standen dahinter: sie sollen predigen. Die kirchliche Ordnung sieht vor, dass in der Eucharistiefeier die Predigt Sache des zelebrierenden Priesters ist, an

der nicht gerüttelt werden soll. Wie die Verkündigung in der Messe mit dem geistlichen Amt verbunden ist, sehen Sie an folgendem Beispiel: Augustinus war Priester, und nicht Bischof, ein glänzender Prediger und sein alter Bischof hat zu ihm gesagt: Du sollst predigen. Und der Bischof hielt den Gottesdienst. Der Bischof ist angefeindet worden, dass er es wagt, einen Priester predigen zu lassen, wenn er als Bischof da ist. Da sieht man, wie deutlich die Verbindung zwischen dem priesterlichen Vorsitz der Eucharistie und der Verkündigung in der Messe verbunden sind. Also hier die Spannung: Auf der einen Seite haben wir Leute, die es können, aber nicht dürfen, auf der anderen Seite haben wir die Ordnung der Kirche. Jetzt gibt es Notfälle: Ein Priester kann nicht. Denken Sie in etwa an so manchen ausländischen Priester oder einen alten Priester, der sich auch so schwer tut, aber es wäre einer da, der verkündigen kann. Was tut man? Es wurde in der Synode beschlossen, dass in Notfällen, in denen der Priester nicht predigen kann, der Laie die Predigt übernehmen darf. Das hat die Synode beschlossen, wurde aber später wieder durch Rom zurückgezogen. Hier stellt sich eine Spannung ein: Auf der einen Seite die Verkündigung des Wortes Gottes mit dem ganzen Gewicht, das ihm zukommt, auf der anderen Seite die kirchliche Ordnung, die in sich stimmig ist und richtig ist, aber was wiegt jetzt mehr? Gibt es nicht doch eine Lösung, wie wir sie in der Synode vorgeschlagen haben, dass ein Laie predigt für den Fall, dass der Priester nicht kann, weil die Verkündigung des Wortes Gottes so wichtig ist, die darf nicht ausfallen. Mein Vorschlag war damals, um diese Verbindung zwischen dem priesterlichen Auftrag der Verkündigung in der Messe deutlich zu machen, der Priester solle eine Beauftragung mit einem Segen dem Laien geben, so wie der Priester ja auch dem Diakon einen Segen gibt, bevor er das Evangelium verkündet, sodass deutlich wird, die Verkündigung durch den Laien geschieht heute in einem Ausnahmefall, für den Priester als Ersatz. Die Spannung besteht heute noch.“ (Friedrich Wetter)

Dass um die Stellungnahme Wetters im Vorfeld heftig gerungen wurde und wie sich gerade Kardinal Döpfner um eine Lösung bemühte, in der die Synode ihr Gesicht würde wahren können, erläutert Karl Lehmann:

„Ich weiß noch gut, wie Friedrich Wetter, gerade Bischof in Speyer geworden, die Stellungnahme der Bischofskonferenz zur Laienpredigt vorgetragen hat mit einer erstaunlichen Offenheit, die man so von ihm gar nicht so direkt erwartet hätte. Man wollte auch mit ihm reden. Ich bin ein/zweimal bis nachts um zwei oder drei bei den Bischöfen mit anderen zusammen mit dem Dr. Servatius zum Beispiel und mit der Frau Laurien gewesen mit den Bischöfen. Damals gab es ja gegen die Laienpredigt einen schweren Schlag. Als die Diskussion sein sollte, die erste Lesung, rief mich Döpfner an, Silvester oder so: Du musst sofort nach München kommen. Ich habe ein Schreiben von Rom bekommen, wir dürfen gar nichts über die Laienpredigt abstimmen und so fort. Und dann hat man überlegt, was man da machen könnte. Und da haben wir uns durchgerungen, wir stimmen ab, insofern folgen wir Rom nicht, aber wir wissen, dass wir kein endgültiges Votum machen können und haben deswegen ein Votum nach Rom, so wurde der Begriff des Votums, eigentlich war nicht vorgesehen im Statut. Und so hat man sie also, ich würde also mal sagen, ähnlich wie das beim Konzil bei den Bischöfen und Theologen war, war das bei der Synode mit Bischöfen, Theologen und Laien im weitesten Sinne, dass man doch also durch den Disput, durch den Dialog, durch die gemeinsame Arbeit auch an Formulierungen usw. Man hat sich schätzen und achten gelernt, und kam dann halt auch überraschend zu denen, an die man vorher nicht geglaubt hätte.“ (Karl Lehmann)

Kardinal Höffner beschwor in der Debatte die Einheit der Weltkirche und verdeutlichte sie zusätzlich an dem Beispiel der unterschiedlichen Handhabung der Handkommunion in Deutschland und den mittelmeeischen Urlaubsländern. Das brachte Karl Rahner in Rage:

„Da kommen auch schon noch so Sachen rein wie zum Beispiel bei der Laienpredigt, es war witzig, das haben Sie bestimmt schon ein paar Mal gehört vom Professor Rahner, also der hat, also da ging es darum weltkirchliche Implikationen oder kann eine Regionalkirche nicht auch mal selber denken, genügt dass nicht, wenn man hier das in der Bischofskonferenz sich eine Meinung bildet und in der Synode und dann zusammen ... Naja, jedenfalls sagte der Bischof Höffner, sagte: Ja, man muss auch mal gucken, wie das

wirkt auf Holland und so die anderen, Schweiz und so, was wir hier beschließen. Und dann hat der Professor Rahner gesagt: Wie weit kann man eigentlich noch von der Eigenständigkeit einer Regionalkirche sprechen, wenn wir uns wegen Handkommunion und dergleichen nach Sizilien richten müssen? Da war natürlich Heiterkeit im Plenum. So was kam natürlich auch vor, dass manchmal was Witziges war.“ (Eustochium Bischopink)

Es war ja nicht die erste Auseinandersetzung mit Kardinal Höffner: „Höffner hatte die Weltkirche beschworen und gesagt, das können wir gar nicht, Weltkirche. Da meldete er sich, Rahner und nach meiner Erinnerung hat er wörtlich gesagt: ‚Herr Kardinal, wir sind hier nicht in Sizilien. Also was geht uns die Frömmigkeit oder dies oder jenes in Sizilien an. Wir haben nichts dagegen, aber wir sind hier nicht in Sizilien, wir sind hier in Deutschland.‘ Und Weltkirche, Rahner hielt ja von solchen Sprüchen sowieso überhaupt nichts.“ (Gottfried Leder)

Wieder anders beurteilt der langjährige Mitarbeiter Rahners, Karl Lehmann, die Situation: „Es gab auch Dinge, die haben schon also gelegentlich auch etwas weh getan, also die Art und Weise, wie mein lieber guter Karl Rahner. Er war in dieser Zeit der Synode ein sehr ungeduldig gewordener Mensch, der auch nervlich immer etwas gestresst war und der zum Beispiel ein total negatives Verhältnis zu Höffner hatte. Und wenn sich Höffner meldete, zuckte Karl Rahner auf und sich sofort meldete, bevor er wusste, worüber er redete und fing dann gleich los: Ich seh nicht ein, warum ein Eskimo genauso wie in Sizilien behandelt werden soll usw. Es gab also auch schon Schärpen. Wenn man zum Beispiel so gemerkt hat, bei Karl Rahner fing es an, dass er nicht mehr so gut hörte, so haben beide ganz schön einander vorbeigeredet.“ (Karl Lehmann)

Die Synode geriet in der Frage der Laienpredigt in eine Krise, wie Hans Maier urteilt: „Die Synode geriet in eine Krise, nach der römischen Intervention über die Laienpredigt. Das war eine ernsthafte Konfliktlage, aber nicht innerhalb der Synode, sondern gewissermaßen zwischen Synode und Rom. Zur Entspannung hat dann Karl Lehmann beigetragen, der in dieser Frage dann den römischen Standpunkt zu verdeutlichen versuchte, wie aber auf der anderen Seite auch gewisse Gegenpositionen und Abgrenzungen unterstri-

chen hat. Also, ich weiß nur, dass ich diese Intervention von Lehmann sehr bewundert habe, der damals schon sich als Meister der Vermittlung erwiesen hat. Aber damals dachte man ernstlich, die Synode würde jetzt mit einem Protest sich selber beenden, mindestens hielt man das für möglich.“ (Hans Maier)

In einer Nachtsitzung hatten einzelne Synodale tatsächlich ihren Auszug aus der Synode als Protestaktion erwogen, aber nach der Präsentation Wetters wieder zurückgezogen. Dennoch überwiegt in der Erinnerung die Enttäuschung darüber, dass nach einer mehrjährigen Ausnahmegenehmigung die Erlaubnis zur Laienpredigt durch den Kodex von 1983 wieder zurückgenommen wurde:

„Und dann rauschte nachmittags irgendwann die Meldung, dass Rom die Debatte verboten hat, die Bischöfe angewiesen hat, das von der Tagesordnung abzusetzen. Und so ging man auseinander. Dann gab es ja verschiedene Treffen von Synodalen. Das eine war in einem Kloster gleich in der Nähe vom Dom. Ich schätze, dass etwa hundert, gute hundert Synodalen da waren, also ein Drittel, ein gutes Drittel. Und es war große Empörung: Was hat die Synode überhaupt für einen Sinn, wenn man schon an so einer Sache scheitert? Wir haben ja noch viel schwierigere zu behandeln und und und. Und dann gab es also eine Gruppe, die gesagt hat: Wir werden die Synode verlassen. Wir gehen. Und es gab eine Gruppe, zu der ich gehört habe, zu der auch ich gehört haben, die gesagt hat: Nein, das können wir nicht machen, wir haben noch schwierige Dinge zu behandeln, das ist kein Grund auseinanderzulaufen. Lasst uns mit den Bischöfen reden. Ich habe dann den Vorschlag gemacht, der auch im Übrigen akzeptiert worden ist mehrheitlich dort und habe gesagt: Leute, wir ziehen aus aus der Synode. Einer von uns, den müssen wir noch bestimmen, der geht ans Mikrofon, begründet diesen Auszug und erklärt zugleich, dass das ein massives Zeichen des Protestes ist gegen die Beschneidung unserer Rechte, dass wir aber heute Nachmittag um zwei Uhr wieder erscheinen werden. Dann haben wir ein Zeichen gesetzt, aber nicht die Synode geopfert. Und das war mehrheitsfähig, nicht einstimmig, aber mehrheitsfähig. Aber dann kam ja erst die Sache: Lasst uns mit den Bischöfen reden. Dann haben wir ja bis Morgen früh noch Zeit. Und dann wurde anhand der Sitzungsliste und des alphabetischen Verzeichnisses der Bischöfe gefragt: Wer

kann denn mit welchem Bischof reden? Und das war für mich also ein unglaubliches Erlebnis, weil ich habe ja die Bischöfe der anderen Bistümer kaum gekannt, die bayerischen ja, aber die anderen nicht. Da gab es Bischöfe, wenn es hieß, wer kann mit dem reden, da hatte der halbe Saal die Arme in der Hand. Dann gab es welche, die ich als sehr kommunikationsfreudig erlebt hätte, ich will den Namen bewusst weglassen, da hat sich keine Hand gerührt, nicht einmal die seiner eigenen Diözesanen. Also das war eine Abstimmung über die Einschätzung der Kommunikationsfähigkeit und Beratungsfähigkeit von Bischöfen, wie ich sie nie wieder erlebt habe in dieser Dichte. Und es waren sicher alle Diözesen vertreten. Ja und in der Frühe ist dann als erstes nach Aufruf und Anfangsgebet Wetter ans Mikrofon gegangen, der Sprecher der deutschen Bischofskonferenz, sie hätte intensiv nachts beraten und sie sähen keinen Grund, die Beratungen und die Beschlussfassungen der Synode aufzuhalten. Das war damals natürlich ein ungeheurer Punkt. Da steckte natürlich auch Döpfner dahinter, das war unverschämt, das Datum war schon uralte, aber man hat es am Tag vor der Beschlussabstimmung der Bischofskonferenz zugeschnitten. Und das war eigentlich kühn, weil sich die Bischöfe irgendwo über das Statut auch hinweggesetzt haben, nicht wahr. Denn sie hätten ja sagen können: Nicht-Zuständigkeit, machen wir nicht und so. Dann hätten wir bloß ein Votum beschlossen, und so haben wir den Beschluss gefasst und der ist ja auch praktiziert worden bis 83. Ja, Rom hat dann auch nichts mehr dagegen unternommen. Und es scheint so zu sein, dass dieser Eingriff in die Rechte der Synode damals mit dem Papst nicht abgesprochen war, sondern ein einseitiger Akt der entsprechenden Kleruskongregation. [...] Man darf ja davon ausgehen, dass zwischen Papst Paul VI. und Döpfner ein sehr fast freundschaftliches Verhältnis bestand. Die werden schon miteinander telefoniert haben, bevor das so gelaufen ist, dass sie sich darüber hinweggesetzt haben. Es ist ja erst dann durchs neue Kirchenrecht 1983 verboten worden, vorher war das ja so 76 bis 83 war das Praxis. Es war aus meiner Sicht eine sehr gute Praxis.“ (Walter Bayerlein)

2.3.2 *Ökumenische Zusammenarbeit*

Der dritten Vollversammlung der Synode lag die erste Vorlage über „Pastorale Zusammenarbeit der Kirchen im Dienst an der christlichen Einheit“ vor. Es ging um die Ökumene in allen ihren theologischen und praktischen Dimensionen. Verantwortet wurde es von der Sachkommission X „Gesamtkirchliche und ökumenische Kooperation“.

Die Federführung übernahm zunächst die Missionsseite. Karl R. Höller, damals Generalsekretär von Missio in Aachen, berichtet: „Ich war zur damaligen Zeit gerade im September 1971 Generalsekretär und Stellvertreter des Präsidenten des damaligen päpstlichen Werkes der Glaubensverbreitung, später MISSIO, geworden. Und mein damaliger Präsident Prälat Wilhelm Wissing wurde Synodaler und gleichzeitig Vorsitzender der Sachkommission 10, das ist Ökumene und Mission, verständlich Mission. Aus Gründen der Arbeitsüberlastung, auch der gesamten Umstrukturierung des Werkes MISSIO, die damals begonnen hat und die aus dem Aachener Umkreis in die deutsche Kirche hineingeführt werden sollte mit Vertretern in den einzelnen Bistümern usw., war ihm das zu viel geworden, und er hat dann der Bischofskonferenz vorgeschlagen, mich als seinen Stellvertreter in die Synode zu entsenden. Und das war zur dritten Vollversammlung, im November 1972 kam ich zur Synode, ja.“ (Karl R. Höller)

Im Urteil von Aloys Buch war die Sachkommission X „auch so ein bisschen Sammelbecken, aber stand natürlich auch einiges zur Debatte, also das ganze Thema Ökumene überhaupt. Da muss man sich vorstellen, dort hat man konkreter, viel näher erlebt, wie da Generationen, Sichtweisen, geübte Zuhörer, ungeübte, dialogwillige, eher dem Dialog nicht so sehr zugeneigte Personen zusammenkamen, ja? Also in der Kommission zum Beispiel, in der ich war, war drin, um nur ein paar Namen zu nennen, der Kardinal Lorenz Jaeger, Ökumenepapst in Deutschland, kann man sagen, jedenfalls sehr engagiert in diesem Bereich. Es war drin der ehemalige Präsident, glaube ich, des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, also der Fürst Löwenstein, große Figur. Es war drin der Prälat Klausener aus Berlin, der natürlich eine völlig andere Form von Kirchlichkeit, von Katholizität erlebt hatte, der berühmte Klausener, ja, ein Abkömmling der Klauseners, ja, der mit vielem, was da gesagt wurde, über-

haupt nicht zurechtkam, ja, der ganz offen sagte, das hat mit meiner Vorstellung von Kirche wenig zu tun. Und dort wurde ja über das Eingemachte sozusagen gerungen, dort wurde ja auch ohne Öffentlichkeit gesprochen sehr, sehr direkt. Der Bischof Stangl war drin, also ein ehemaliger Bischof von Würzburg, als ein Mann des Ausgleichs, der immer versucht hat, alle noch zu Wort kommen zu lassen. Gelegentlich waren dann nach meiner Erinnerung vor allem Bischöfe und Vertreter der evangelischen Kirche da, die sich dort auch sehr deutlich geäußert haben, auch ihr Leiden bekundet haben, also Leiden an der fehlenden Einheit. Dort hat sich sehr, sehr viel abgespielt und das hat auch richtig Kraft gekostet. Übrigens musste man dort auch ungeheuer präzise vorbereitet sein, man musste alles wirklich lesen, das ist nochmal etwas anderes gewesen als im Plenum, im Plenum hatte man immer genügend Leute, die sagten, ja ich fass es mal schnell zusammen, aber hier musste man wirklich, man musste auch damit rechnen, dass man gefragt wurde, was denkst du dazu usw. Also das waren Intensivstsitzungen und da hat es Jahre gegeben aus meiner Erinnerung, wo wir uns sicher achtmal, zehnmal getroffen haben alleine in der Kommission.“ (Aloys Buch)

In diesen Kommissionssitzungen kamen auch persönliche Betroffenheiten zur Sprache. Gernot Gutmann (geb. 1929) hat, „als es um die Frage der Zulassung von in Mischehen lebenden protestantischen Ehepartnern an besonderen Situationen zur Eucharistie ging, also Abendmahlszulassung in schon abgeklärten Situationen, ja, und bei einer Reihe von anderen wieder in den Kommissionen einfach schon Verstehensprobleme offenbar bestanden aus seiner Sicht offenbar. Und ich weiß noch wie heute, das war in St. Georgen in Frankfurt, ja, da hat sich viel abgespielt übrigens, das war einer der geliebten Plätze für die Kommissionssitzungen, weil das natürlich fahrttechnisch zentral gelegen war, ja, und dann nahm der die vor ihm liegenden, einen Stapel von Papier und knallte den wirklich auf den Tisch, also wörtlich, wie ich das sage, der nahm den hoch, der hatte auch ein ziemliches Temperament, ja, Ökonomieprofessor, und warf den Stapel krachend auf den Tisch, ja, und sagte, jetzt ist Schluss, ja, und erzählte dann aus seiner Situation, welches Leiden in seiner Familie. Also da ist mir erst deutlich geworden, weil ich das gar nicht kannte, ich kam aus einem evangelischen Milieu in Hes-

sen-Süd, aber in der Familie hatten wir das nicht. Ich habe zum ersten Mal erlebt, dass jemand, ein erwachsener Mensch, der zutiefst offensichtlich darunter litt, wie diese konfessionelle Spaltung in seiner Familie aussah, ja? Also das ist zum Beispiel ein Highlight gewesen, das man hat ernsthaft hingenommen, das musste natürlich dann bereinigt werden sozusagen im doppelten Sinne, das hat dem nie nachgehängt, das ist alles sehr, sehr ernst wahrgenommen worden und einige sind natürlich da auch erschrocken, ja?“ (Aloys Buch)

Diese persönliche Betroffenheit brachte Gernot Gutmann in der fünften Vollversammlung noch einmal zum Ausdruck, als er am 23. Mai 1974 gegen einen Antrag des Essener Bischofs Hengsbach erläuterte, warum die katholische Eucharistiefeier am Sonntag nicht gegen ökumenische Feiern oder die moralisch verpflichtende Teilnahme an evangelischen Gottesdiensten gesetzt werden dürfe.

„In den Hauptversammlungen in der Würzburger Kirche, also im Würzburger Dom, da erinnere ich mich noch an eine Situation, wo ich mich angelegt habe mit Bischof Hengsbach, der war damals Bischof von Essen. Wir hatten in der Kommission die Frage diskutiert, ob man nach Rom einen Antrag stellen sollte, dass man die so genannte Sonntagspflicht streichen sollte. Wir waren der Meinung, man sollte sonntags in den Gottesdienst freiwillig gehen, weil man will, weil man den Drang verspürt, da hinzugehen, und nicht weil es irgendwo verpflichtend ist. Und dann haben wir hin und her diskutiert darüber und ich war eigentlich auch der Meinung, man sollte diese Pflichtveranstaltung als solche wirklich streichen, aber wir haben uns dann doch gegenseitig überzeugen können, wenn man es macht, dann riskiert man, dass etwas passiert, was in der evangelischen Kirche schon lange gängig ist, dass die Leute dann zu Weihnachten mal in die Kirche gehen und sonst den Rest des Jahres nicht mehr und dann dadurch den Kontakt zur Gemeinde verlieren. Und aus dieser Überlegung heraus haben wir es dann gelassen, aber über diese Frage wurde dennoch diskutiert mal in der Vollversammlung. Und der Bischof Hengsbach, der war so ein harter Vertreter der Meinung, der Sonntagsgottesdienst, das ist doch selbstverständlich und das müsste sein, also hat diese Position hart vertreten, und da wurde ich sauer. Da bin ich ans Mikrofon und habe zu dem gesagt: Stellen

Sie sich Folgendes vor, ich bin verwandt mit Leuten, mit Familienangehörigen, die der evangelischen Konfession angehören, und ein Sohn oder eine Tochter dieser Familie hat Konfirmation, und an dem Tag, an dem Sonntag, an dem die Konfirmation ist, sagen die, du gehst doch sicher mit in die Kirche, und ich sage dann, nein, ich muss jetzt erst in eine richtige Kirche gehen, und wenn ihr fertig seid, könnt ihr ja ein Sektglas schon einmal in die Hand nehmen, ich komme dann nach. Habe ich gesagt, wenn Sie so etwas verlangen von einem Menschen, Herr Bischof, so lieblos sind, dann möchte ich eines Tages, wenn Sie vor Gottes Richterstuhl stehen, nicht in Ihrer Haut stecken. Und da war ich nun gespannt, was wird er antworten. Es fiel ihm nichts ein.“ (Gernot Gutmann)

Die Ökumene-Diskussion am 07. Januar 1973 endete mit einem Eklat. Der Landesbischof von Oldenburg, Hans-Heinrich Harms (1914–2006), war Beobachter der evangelischen Kirche bei der Würzburger Synode und sprach zum Entwurf des Ökumene-Papiers³⁷. „Eines Tages wurde er auch eingeladen zu reden, und hat dann, wie das halt in der evangelischen Kirche üblich ist, dem Bruder ins Angesicht gesprochen, ja, nicht mit Blatt vor dem Mund, sondern in ganzer Deutlichkeit zum Ökumenepapier: Alles okay, wunderbar, aber wenn ich hier morgens im Gottesdienst sitze und werde eingeladen zur Kommunion, zum Abendmahl und muss hier sitzen bleiben und darf nicht nach vorne gehen, dann tut das weh, ja, und wenn Sie keine Möglichkeit finden, das abzustellen, ja, dann ist für mich die Synode usw. Und in diesem Ton hat Harms deutlich gesprochen.“ (Karl R. Höller)

Noch deutlicher erinnert sich Karl Lehmann an diese Situation: „Da war so eine drollige Geschichte, als ein evangelischer Vertreter, Bischof Harms, der war in Oldenburg, geredet für die EKD, er sollte aber auch 7 oder 8 Minuten haben wie die alle anderen auch, hat überzogen auf 10, 15 Minuten. Es war immer schwieriger und dann hat er immer blöder geredet. Er hat dann den Erzbischof Jaeger angegriffen, er würde eine Ökumene ohne Theologie machen, dabei war Jaeger kein Theologe, hatte aber theologische Anforder-

³⁷ Vgl. HARMS, Hans-Heinrich, *Die Synoden-Rede von Bischof Harms*, in: *Herder-Korrespondenz* 27 (1973), Nr. 2, S. 99–101.

rungen gehabt. Nachdem er geredet hatte und der Döpfung. Man hat also gemerkt, soll ich ihm erst das Wort entziehen, wie er das auch bei anderen getan hat, bei verlässlichen Reden. Man hat ihn also himmlisch angeguckt, hör doch mal auf und er hat nicht aufgehört. Und der nächste, der das Wort hatte, war Heinrich Fries. [...] Herr Heinrich Fries war ein sonniges Gemüt und stellte sich auf den Katheder und sagte: Das war eine Sternstunde der Synode. Vollkommene Fehleinschätzung der Situation, also das war ein Gebrüll und ein Gelächter usw.“ (Karl Lehmann)

Harms katholischer Nachbar Heinrich Tenhumberg (1915–1979) versuchte die Situation zwar wieder gutzumachen: „Man merkte den Bischöfen an, dass sie pikiert waren, und ich habe nachher gesehen, dass dann Bischof Tenhumberg von Münster, der ja ein enger Bekannter, aus der Nähe schon der beiden Bistümer, Harms von Oldenburg, eng bekannt war, Arm in Arm gingen sie auf und ab an der Seite und sprachen, und Tenhumberg sprach auf ihn ein und er auf Tenhumberg.“ (Karl R. Höller)

2.4 Die vierte Vollversammlung (November 1973)

2.4.1 Orden und geistliche Gemeinschaften

Bereits im Januar 1973 auf der Tagesordnung, dann aber aus Zeitmangel zurückgestellt, kam die Vorlage „Die Orden und andere geistliche Gemeinschaften – Auftrag und pastorale Dienste“ auf der vierten Vollversammlung zur Sprache.

Sie wurde erarbeitet von der Sachkommission VII „Charismen – Dienste – Ämter“, die unter der Leitung des Münsteraner Bischofs Heinrich Tenhumberg stand: „Konservativ in Sachen Glaubens- und Sittenlehre, Kirchliche Ordnung, aber sehr fortschrittlich, was das Sozialverhalten der Kirche betrifft und das Wirken der Kirche in der Gesellschaft anbelangt.“ (Bernhard Servatius) Ernüchtert über das Miteinander zwischen Laien, Priestern, Professoren und Bischöfen zeigt sich der Bremer Pfarrer Hanns Kessler (geb. 1934), der das Innengefüge der Kommission ausführlich schildert:

„Ich bin in die Synode gegangen auch wegen eines Mannes, mit dem ich sehr befreundet war aus Studententagen. Ich wollte mit

Doktor Remmers, Werner Remmers, in die Kommission sieben gehen. Remmers war später Kultusminister in Niedersachsen. Remmers erklärte nach einem halben Jahr: Ich gehe jetzt in den Landtag, ich kann nicht in der Synode mitarbeiten. Und das hat mich sehr enttäuscht, denn wir bildeten eine Fraktion von etwa einem Drittel in dieser Kommission sieben. Also es ging um Viri probati, Diakonat der Frau und so weiter, also ganz heikle Themen. Wir bildeten etwa ein knappes Drittel von Synodalen, die für das Neue zugänglich, aufgeschlossen waren. Diese Kommission war gleichzeitig aber auch von Bischöfen und Professoren gespickt voll, natürlich, weil man wusste, da werden heikle Themen verhandelt. Remmers wäre mir eine große Hilfe gewesen, wenn er da gewesen wäre, denn er konnte auch reden. So blieb das auf zwei, drei von uns hängen, die sich aber im Grunde nicht durchsetzen konnten. Uns fehlten immer eins, zwei, drei Stimmen, um mindestens ein Minderheitenvotum zu stellen. Vorsitzender war der Bischof Tenhumberg. Von dem weiß ich zum Beispiel, dass er sich hier bei dem Propst erkundigte, ob ich in dem Dekanat Bremen genauso kompliziert oder quer stände, wie ich das in der Synode wäre. Da habe ich bei der nächsten Sitzung gefragt, ob das so üblich sei, dass die Interna der Kommissionssitzungen nach draußen getragen werden. Nein, das sei ganz und gar unstatthaft, und der Bischof kriegte einen ziemlich roten Kopf. Walter Kasper war auch in dieser Kommission als Theologieprofessor. Schnackenburg war auch in dieser Kommission. Schnackenburg der Neutestamentler, den habe ich öfters in Würzburg abgeholt und ich bin mit ihm nach Frankfurt gefahren in St. Georgen, wo die Kommissionssitzungen stattfanden, um mit ihm mal das eine oder andere durchzusprechen. Und ich habe ihn öfters gebeten, helfen Sie uns doch, sagen Sie doch, dass wir auch in Vielem Recht haben. Da hat er gesagt: Herr Kessler, ich kann nur das vertreten, was ich auch wissenschaftlich, was ich auch, wie nennt man das, was ich auch wissenschaftlich vertreten kann. Er hat uns nie geholfen und die anderen auch selten. Wir haben ... Ja diese Fraktion war eigentlich eine Fraktion aus dem niederen Klerus und aus Laien und wir wurden entsprechend auch abserviert. Wie im Einzelnen, das weiß ich jetzt auch nicht mehr, das kann ich jetzt nicht mehr sagen. Wer was gesagt hat, das ist zu lange her, das weiß ich nicht mehr, das ist

zu lange her, das weiß ich nicht mehr. Auch die Ordensleute in dieser Kommission waren immer sehr servil, ja Herr Bischof, ja Herr Bischof, ja Herr Professor. Uns konnte man immer nur mit dem Hausnamen anreden. Ich habe nie erlebt, dass es mal wirklich in der Kommission um die Sache ging. Wenn wir über Viri probati gesprochen haben, dann wurde gesagt: Es kann mal die Zeit kommen, dass es so weit ist, dass wir da, dass wir verheiratete Männer zu Priestern weihen und dass und so weiter und so weiter. [...] Die Atmosphäre war immer so ganz freundlich in der Kommission, das muss ich wohl sagen, aber in der Sache kamen wir nicht weiter. Nein, ich habe es nicht in Erinnerung als eine an der Sache orientierte, heftige Auseinandersetzung, und wenn, dann verloren wir auf der ganzen Linie, weil die Pfarrer und die Kapläne und die Laien sahen, wie das nun wirklich in den Gemeinden aussah. Die anderen aber, die Bischöfe und die Professoren und die Ordensleute, es tut mir leid, das sagen zu müssen, aber die kannten nicht viel von der Sache, nein, kannten sie nicht. Aber es war sehr viel klüger, was sie immer sagten, das war sehr viel klüger.“ (Hanns Kessler)

Es schien den Protagonisten der Sachkommission VII, dass in der Synode kein großes Interesse an der Thematik herrschte. Die Hersteller Benediktinerin Corona Bamberg (geb. 1921) meldete sich dazu zu Wort:

„Und da weiß ich noch, wie ich ziemlich jung noch dabei war und wie es darum ging, dass man die Liste der Traktanden reduziert hat, weil die Zeit einfach nicht ausgereicht hat. Wir hatten 34 Themen und das war unmöglich, die irgendwie in einer absehbaren Zeit beschlussfähig zu machen. Das musste also reduziert werden. Bis das aber auf 15 und schließlich auf 18 Themen gekommen ist, das war also ein ganz harter Kampf, denn die Kommissionen haben zum Teil schon lange gearbeitet an ihren Themen und auf einmal wurde gesagt: Nein, das geht nicht, das geht nicht, das geht nicht, das muss weg. Das war also schon sehr hart. Und da habe ich mich dann gemeldet, ich habe Angst gehabt, dass die Orden nicht mehr durchkommen, und habe eine Intervention gewagt und habe gesagt: Die Orden sind Kirche. Der Synode geht es um die Erneuerung der deutschen Kirche in Fortschreibung des Konzils. Und deswegen gehören die Orden auf die Traktandenliste, denn eine Ehe ist ein Bild der Kirche, eine Gemeinde

ist ein Bild der Kirche. Und dann habe ich so einige noch aufgezählt, aber auch eine Ordensgemeinschaft ist ein Bild der Kirche und deswegen gehört die Ordensgemeinschaft unbedingt auf diese Traktandenliste. Und da habe ich Beifall gekriegt und sie ist draufgekommen. Und dann hat mir P. Semmelroth gesagt: Das haben Sie ausgezeichnet gemacht. Und da bin ich also bis auf mein Lebensende, dass der mir das gesagt hat, denn das war ein bedeutender Dogmatiker. Also das hat mich gefreut, aber es gab da noch eine Sache: Mich hat das so geärgert, dass meine Mitschwestern den Mund gehalten haben, die haben sich kaum gemeldet. Ob die das nicht gekonnt haben oder nicht gewollt haben oder nicht getraut haben, das weiß ich nicht, aber jedenfalls habe ich mich umso mehr dann gemeldet, vielleicht ein bisschen zu viel.“ (Corona Bamberg)

In der überarbeiteten Fassung kam die Ordensvorlage dann am 22. November 1973 zur Diskussion. In einer langen Passage des Interviews schildert Walter Bayerlein, dass seine für Januar 1973 eingereichten Änderungswünsche in der zweiten Fassung für November 1973 alle berücksichtigt wurden:

„Ich habe schon gesagt, dass ich Niederalteicher Schüler bin und dort auch meine geistige Heimat habe. Darum hat mich das Ordenspapier interessiert. Vorsitzender der Kommission war der Pater Wulf, er ist ja nicht ganz unbekannt. Führendes Mitglied der Gruppe war die Corona Bamberg, die direkt vor mir saß. Wir saßen ja alphabetisch, Bayerlein, Bamberg, also ganz nah beieinander. Und als ich das Papier zur ersten Lesung hatte, habe ich gedacht, so kann es auf gar keinen Fall sein. Mein Grundanliegen war, es sei zu elitär verfasst. So, als sei das Ordensleben das eigentliche Leben des Christen. Und ich habe dann Änderungsanträge gestellt einige, ich weiß nicht wie viele, die zum Teil provokativ verfasst waren, weil das war ein solcher Block, die Ordensleute, also wenn man die erschrecken wollte, musste man deutlich sein, habe ich damals gemeint. Und ich habe geschrieben, sie sollen sich nicht so haben von wegen Armut. Also speziell über die evangelischen Räte habe ich mich aufgeregt, weil sie die so exklusiv für sich in Anspruch nehmen. Da habe ich gesagt: Was heißt denn Armut? Sie sitzen hier am Abend beim Essen, haben keinerlei Probleme, Wärme, Heizung, alles haben Sie, Kleidung. Ein verheirateter Familienvater, der mit einem geringen Ein-

kommen für drei Kinder sorgen muss und für das Wohl seiner Familie, der ist arm im Verhältnis. Der hat Sorgen, wie er zu Rande kommt, Sie nicht. Was heißt Gehorsam? Wenn man sich also einge richtet hat in dem Kloster und weiß, wo man aneckt und wo nicht, kommt man damit zu Rande. Aber soviel Gehorsam, wie sich Eheleute leisten müssen, indem sie aufeinander hören, keiner ist dort. Und was heißt schon Ehelosigkeit und so? Wie ist es dann, wenn jemand bei Ihnen nicht mehr funktioniert, sich nicht mehr wohlfühlt, dann tritt er aus, und wenn er Priester ist, lässt er sich laisieren. Ich habe noch nicht gehört, dass ein Ehemann sich jungesellifizieren lassen kann, wenn es nicht mehr geht. Also haben Sie sich nicht so. So ungefähr war der Duktus. Und ich habe das dann auf die einzelnen ..., formulierte Anträge, nur formulierte Anträge konnten zur Abstimmung gestellt werden, sonst muss man die in der Generaldebatte äußern, aber es gab keine Abstimmung. Dann war die erste Lesung des Ordenspapiers angesetzt. Die kam nicht zu Stande, weil die Tagesordnung so viel Raum eingenommen hatte, dass für die Orden kein Raum blieb. Dann haben wir in einem Schnelldurchgang gesagt, damit die überhaupt weiterarbeiten können. Wie ist es denn, ihr habt ja die erste Lesung vorbereitet, jetzt teilt bitte mit, welche Anträge ihr ablehnt und welche nicht. Dafür ist noch Zeit, ja. Wir stimmen dann über die Anträge nicht weiter ab, aber dann wisst ihr wenigstens, wo es liegt. Ich denke, dieses Ablehnungspapier lag vorher auch schon bereit zur Vorbereitung der Abstimmung. Jedenfalls haben sie für alle meine Anträge Ablehnung verlangt, alle ausnahmslos. Dann haben wir gesagt, okay, das wird vertagt und es gibt in der nächsten Vollversammlung wieder eine erste Lesung mit dem Text. Die Kommission ist aber frei, aufgrund der eingegangenen Änderungsanträge den Entwurf zu verändern. Und da hat mich also die Corona Bamberg damals schon angegiftet damals wegen meiner Anträge und der Pater Wulf war stinksauer, die anderen Mitglieder weiß ich nicht, aber die beiden. Pater Wulf war ja in München und sie saß vor mir und insofern kam das Echo sehr direkt. Dann kam die zweite erste Lesung. Ich war sehr neugierig, wie das Papier jetzt aussieht. Da haben die alle meine Änderungsanträge berücksichtigt, alles Elitäre rausgeschmissen, einen Vorspruch gemacht, dass jeder Christ seine Berufung leben muss,

die eine ist halt die der Ehe, die andere die der Ehelosigkeit und keine ist die bessere Art und Weise Christ zu sein und so weiter. Das sind Formulierungen, die ich denen dort in die Anträge rein geschrieben habe, das ist die Prämisse, ja sonst seid ihr ein elitäres Ghetto als Ordensleute. Und ich bin dann, und das ist das, was bei der Corona Bamberg offenbar hängen geblieben ist, in der ersten Lesung unter der Neugierde vieler Beteiligter ans Mikrofon gegangen und habe gesagt: Sie erinnern sich, ich habe eine Menge Änderungsanträge gestellt, habe insbesondere dem Papier vorgeworfen, es sei zu elitär abgefasst, was das Verhältnis zum ehelichen Leben angeht und ich bin angenehm überrascht, nachdem die Kommission Ablehnung aller Dinge wollte, habe ich gedacht, ich muss jetzt kämpfen. Das muss ich nicht, sie haben alle meine Anträge und Anregungen aufgenommen, sprachlich besser, als ich sie formuliert habe. Ich habe nichts mehr dazu zu sagen, außer dass ich froh bin und auch irgendwie erfreut bin, dass die Kommission so beweglich war nach dem ersten Votum. Und das ist dann mit einigen Änderungen, aber nicht mehr über das Elitäre, das ist nicht mehr debattiert worden, die Kommission hat es ja selber auch nicht mehr vertreten. Es ging dann, ob es ein Verstoß gegen die Berufung ist, wenn man sich versichern lässt gegen Invalidität, gegen Alter und Krankheit, ob das also dem radikalen Leben in Armut und so weiter widerspricht, wenn man ein Sicherheitsnetz aufbaut. Da gab es lebhaft Debatten. Es wurde aber nachher abgestimmt, dass es lebensfremd wäre und dass es eigentlich der Fürsorge des Oberen obliegt, dass die Leute nicht ins Nichts fallen aus welchen Gründen auch immer. Und dass es auch einen regelmäßigen Austritt geben kann oder einen geregelten und wo es dann wichtig ist, ob der Mensch versichert ist oder ob er ins Nichts fällt. Also es hat sich dann durchgesetzt. Und dann kommt die große Überraschung, als das dann mit großer Mehrheit in der zweiten Lesung beschlossen war, hat mich der Pater Wulf aufgefordert, in dem Kommentarband der Ordensgruppe, ‚Nachfolge als Zeichen‘ heißt das, ich weiß nicht mehr von welchem Verlag, einen Beitrag zu schreiben über die evangelischen Räte aus der Sicht eines verheirateten Laien³⁸. Das habe ich gemacht, das war damals

³⁸ Vgl. BAYERLEIN, Walter, *Der Grundauftrag der Orden und anderer geistlicher*

einer meiner wichtigsten Texte überhaupt, weil ich dann nachdenken habe müssen, was Gehorsam eigentlich ist, was Armut eigentlich ist und das ist ganz spannend und das haben die da brav abgedruckt, so stehe ich jetzt noch im Kommentarband. Sonst sind es eigentlich nur Ordensleute. Aber wirklich, ich habe mir keine Verbündeten suchen müssen, auch nicht unter den Ordensleuten, unter niemandem. Und als das verabschiedet wurde, das war unvergesslich, hat sich die Corona Bamberg umgedreht und hat mich angeschaut und hat gesagt: Man sollte Sie eigentlich zum Ehrenbenediktiner ernennen, wenn so was ginge.“ (Walter Bayerlein)

Schwester Corona Bamberg sah die Schwierigkeiten der Vorlage in der Fremdheit der Thematik für die meisten Synodalen, aber auch darin, wie das Besondere des Ordenslebens in Beziehung zur Lebenswelt der meisten Christen zu setzen sei. Ihre benediktinische Perspektive: „Und unser Papier war nun insofern schwierig, weil sich da sehr deutlich gezeigt hat, dass Orden eigentlich für die Allermeisten kein Thema war. Wir waren einfach nützliche Hilfskräfte in Krankenhäusern, in der Mission vielleicht, im Sozialdienst, aber was das eigentlich soll, Ordensleben, das war den meisten ziemlich egal. Und da musste man dagegen angehen und wir haben ja unsere Aufgabe darin gesehen, ich darf sagen wir, weil ich also wirklich ziemlich involviert war, dass wir das Konzil fortgeschrieben haben. ‚Perfectae Caritatis‘³⁹, das war ja ein wirklich gutes Dekret, das auch sehr beachtet worden ist. Und es ist unendlich schwer geworden, das irgendwie in eine Sprache zu bringen, was wir sagen wollten und was die Orden für die Synode bedeutet haben oder bedeuten, damit die Leute das auch verstehen. Das war also unendlich schwer, denn das

Gemeinschaften aus der Sicht eines Laien, in: WULF, Friedrich / BAMBERG, Corona / SCHULZ, Anselm (Hrsg.), *Nachfolge als Zeichen. Kommentarbeiträge zum Beschluß der Gemeinsamen Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland über die Orden und andere geistliche Gemeinschaften*, Würzburg 1978, S. 93–98.

³⁹ Vgl. SCHMIEDL, Joachim, *Theologischer Kommentar zum Dekret über die zeitgemäße Erneuerung des Ordenslebens Perfectae caritatis*, in: HÜNERMANN, Peter / HILBERATH, Bernd Jochen (Hrsg.), *Orientalium Ecclesiarum. Unitatis Redintegratio. Christus Dominus. Optatam totius. Perfectae caritatis. Gravissimum educationis. Nostra aetate. Dei Verbum* (Herders theologischer Kommentar zum Zweiten Vatikanischen Konzil, 3), Freiburg 2005, S. 491–550.

ganze Vokabular, zum Beispiel die Evangelischen Räte oder Profess oder der Ordensgehorsam oder ... Das waren alles Fremdwörter und das haben wir sehr sehr deutlich gemerkt.“ (Corona Bamberg)

Auch wenn anfangs wenig Resonanz für die Lebensform von Ordensleuten vorhanden zu sein schien, veränderte sich das im Laufe der Diskussion. Dass das elitäre Standesbewusstsein nicht mehr im Vordergrund stand, empfindet die Münchener Schwester Eustochium Bischopink als eine große Errungenschaft: „Also bei den Orden zum Beispiel war ich sehr erfreut, Gott sei Dank war da Abschied genommen von diesen blumigen und elitären und ich weiß nicht was für Ausdrucksweisen alleine schon. Man ist ja selber, also als Ordensmensch weiß man, dass man ein ganz normaler Mensch ist und dass man zwar begeistert sein kann vom Ordensleben und das ist man ja auch, aber warum muss das dann so sein, dass das eine höhere Berufung ist? Es ist eine Berufung im Gottesvolk und die anderen haben eine andere Berufung, ob Priester oder Laie oder Ordensmensch. Aber dass das in manchen früheren Dokumenten immer so ach Gott so elitär und quasi verklärt dargestellt wurde, wo sich jeder denken kann, dass Ordensleute einfach auch Menschen sind und dass das alles gar nicht so elitär ist. Es ist zwar großartig so eine Berufung, aber andere Berufungen sind auch großartig und das wird da Gott sei Dank erstmal erkannt. Und auch innerhalb der Orden werden nicht mehr so viele Unterschiede gemacht wie mit Chorfrauen und Laienschwestern und so, alles das ist einfach eins. Und wir hatten hier auch das Glück, dass wir immer schon im Noviziat alles zusammen hatten, das war dann Wurscht, ob man Theologie studiert hatte oder Verkäuferin war, das ist egal. Das braucht man alles und jeder ist ein Mensch und ein Weg. Wir sind damit sehr gut gefahren, weil das einfach wahr ist.“ (Eustochium Bischopink)

2.4.2 *Kirchliche Jugendarbeit*

Das nächste Papier wurde von der Sachkommission III „Christliche Diakonie“ vorgelegt. Personelle Veränderungen waren vorausgegangen. Bei einer Kommissionssitzung in Mainz im März 1973, so berichtet der Mönchengladbacher Pfarrer Edmund Erlemann, „trat der Weihbischof Nordhues als Leiter der Sachkommission zurück, völlig

überraschend für die Sachkommission. Und dann sagten die: Wir wählen dich jetzt. Also mich. Und dann habe ich gesagt: Ich stehe aber gerade in Mönchengladbach zur Wahl als Regionaldekan. Also ich war inzwischen Pfarrer geworden hier in Mönchengladbach in der Hauptpfarre, wie man das früher nannte, also in der Zentrale in Münster und dann in der Pfarrkirche, das war 1970 gewesen. Und 1973 war meine erste Wahl zum Regionaldekan. Das bin ich dann 15 Jahre geblieben und ich habe dann zu bedenken gegeben, dass das ja nun ein bisschen viel wäre. Ein neues Amt des Regionaldekans hier, das war damals hier in Aachen ein besonders arbeitsreiches Amt, Wahlamt über fünf Jahre. Aber die ließen sich da nicht von abbringen und dann wurde ich im März 1973 zum Vorsitzenden der Sachkommission drei gewählt und war damit auch Mitglied der Zentralkommission. Die erste Amtshandlung war eine Reise zu Josef Homeyer, der damals einer der beiden Sekretäre der Vollversammlung gewesen ist und in München noch residierte. Damals war die Bischofskonferenz mit ihrem Büro noch in München, später sind die ja dann nach Bonn übergesiedelt und jetzt schließlich nach Berlin. Aber damals war das also in München und ich erinnere mich besonders daran, dass ich mit dem Josef Homeyer einen großen Schnaps getrunken habe als Mutmacher für die neue Aufgabe. Ich war ja wie gesagt nicht so erfahren in Catholicis und habe dann mein Amt angetreten. Und das war unheimlich interessant, die Synode hat mein Leben auch verändert. Also es war nicht ein Stich ins Überetwas, sondern es ist dann nachher stark existenziell geworden. Ja die Aufgabe des Leiters der Sachkommission war deshalb nicht so einfach, weil der Sekretär der Sachkommission erstmal zurücktrat. Also nicht nach meiner Wahl, sondern vorher schon. Das war der Doktor Nikolaus Siedler aus Freiburg vom Caritasverband. Und dann habe ich aber inzwischen, da war dann die Wahl, dann war ich Vorsitzender ohne Sekretär, dann habe ich den Franz-Josef Breuer gefragt, der war damals im Jugendhaus Düsseldorf bei der DPSG angestellt und mit dem verbindet mich seitdem eine Freundschaft. Der war dann lange im Generalvikariat in Aachen tätig und wir treffen uns heute noch regelmäßig hier mit den alten Cracks von damals. Aber der hat es aber auch nicht lange getan als Sekretär, weil die Arbeit des Sekretärs war sehr arbeitsaufwändig. Da mussten alle

Protokolle geschrieben werden, da mussten die Materialien vorbereitet werden. Wir waren ja auch keine Profis, wir waren ja alles Leute, die sozusagen ehrenamtlich tätig waren neben der übrigen Aufgabe, Pfarrer blieb ich, Regionaldekan wurde ich, also war das nur nebenbei. Und dann habe ich mir einfach die Schwester von einem Kaplan an der Hauptpfarre gekrallt, die Anna. Und die Anna Janssen, die hat das toll gemacht. Also die war jetzt nicht, sagen wir mal sachkundig, aber die war kolossal geschickt in Sekretariatstätigkeiten und dann hatte ich das Sekretariat der Sachkommission gleich nebenher. Das war sehr praktisch.“ (Edmund Erlemann)

„Ziele und Aufgaben kirchlicher Jugendarbeit“ wollte einen Dialog anstoßen über eine neue Form kirchlicher Jugendarbeit: „Ich denke, wir wollten damals einen ernsten Dialog erreichen und auch eine entsprechende Festschreibung. Wir hatten gehofft, dass es Dokumente geben könnte, in denen die Rolle von Jugend in allen Ebenen sozusagen kirchlicher Entscheidung, wo das eben möglich war, auch verankert werden würde. Weil wir der Überzeugung waren, wir haben Leute, die mitarbeiten wollen und wir haben auch Leute, die es können. Das Jugendpapier ist von daher, wenn man die Analyse, wenn man sie sich anguckt, ist eigentlich nicht so schlecht gelungen. Und eigentlich haben wir da eine ganze Reihe von Punkten erreicht.“ (Aloys Buch)

Die Veränderung in der Mentalität der Jugendlichen versuchte die Berichterstatteerin, die BDKJ-Vorsitzende Elisabeth Rickal, zu vermitteln: „Das haben wir in der Jugendarbeit am allerersten gemerkt. Die Bischöfe haben uns immer Vorwürfe gemacht, dass unsere Jugendarbeit nicht fromm genug war. Die haben überhaupt nicht begriffen, dass die Jugendlichen nicht zu uns kamen, weil wir katholisch waren oder Christen waren. Die kamen zu uns, wenn wir ein interessantes Angebot hatten oder wenn sie dort Freunde fanden. Das war der Ansatz für Jugendarbeit. Kein Jugendlicher, ja gut, es gab mal den einen oder anderen, den der Papa schickte und sagte, ich war auch immer katholischer Jugendlicher, du gehst dahin, der war aber ganz schnell wieder weg, wenn er dort nicht Freunde fand, also die Gruppe der Gleichaltrigen. Das war der Ansatzpunkt und nichts anderes. Und insofern unterschied sich eine katholische Jugendgruppe nicht von einer evangelischen oder Falken-Gruppe

oder sonst was. Man konnte versuchen, auf dieser Basis ein Stückchen weiter zu kommen, aber das war der Ansatz. Und die Bischöfe waren also ganz empört, als ich gesagt habe: Katholische Jugendarbeit dient heute nicht in erster Linie der Rekrutierung von Kirchenmitgliedern, sondern in erster Linie, wir müssen den Jugendlichen eine Möglichkeit geben, sich weiterzuentwickeln und zwar positiv weiterzuentwickeln und das kann ich nur über die Gruppe der Gleichaltrigen, denn erziehen in dem Sinne geht gar nicht mehr bei 14-, 15-jährigen. Er wird geprägt durch seine Freunde, schon lange nicht mehr durch die Eltern und schon gar nicht mehr durch eine katholische Jugendgruppe. Aber wenn ich diese Gruppe der Jugendlichen interessieren kann für ein Thema, in dem sie sich engagieren können, denn dann kommt noch was hinzu, nicht nur Wissensvermittlung, sondern Handlung verändert seine Einstellung. Also Sie können dem erzählen, was Sie wollen, war ein schöner Abend, interessanter, ändert nichts. Aber wenn ich ihn dazu bewegen kann, etwas zu tun, für andere zu tun, von mir aus auch hohe Ziele, was weiß ich für die Mission oder für den Umweltschutz oder sonst was zu tun, dann verändere ich Einstellungen. Und das haben die nicht begriffen, die haben gedacht, wir würden jetzt Tricks erfinden, damit die demnächst mehr in die Maiandacht gehen oder häufiger Rosenkranz beten, so haben die sich Jugendarbeit ... Wir sind doch auch früher alle gemeinsam in die Maiandacht gegangen.“ (Elisabeth Rickal)

Weniger überrascht war Rickal, dass die Bischöfe dieses gegenwärtige Bild von Jugendlichen nicht im Blick hatten: „Ich war etwas überrascht, dass doch eine relativ große Zahl von Synodalen so weltfremd war. Es gab auch unter den Bischöfen jüngere, die zum Beispiel aus der Jugendarbeit kamen, wie der Rolly oder auch Tenhumberg, und da gab es eine ganze Reihe, die uns auch unterstützt haben. Es waren nicht die Bischöfe, die da als Block saßen und sagten: Um Gottes Willen. Ich war mehr überrascht, dass die Zahl der Laien in der Synode eine solch, für uns geradezu naive Vorstellung von kirchlicher Jugendarbeit hat.“ (Elisabeth Rickal)

Was am Ende herauskam, wurde als Paradigmenwechsel empfunden: „Und dann war in der Jugendvorlage, also Beschluss, war es also die Geschichte, also Lehre der Kirche so ungefähr, alte Katechese

oder personales Angebot und vom Subjekt zum Objekt, also Jugendliche ernst nehmen und nicht sagen: Das ist unsere Lehre und so hast du also dich zu verhalten. Natürlich ist am Anfang der Jugendbewegung durchaus noch der Bischof, die geben also die Richtung vor und Sexualethik und so weiter und Moral und alles, was runter fällt, ist sozusagen nicht vom Boden, sondern vom Teufel und du musst halt dann in diese Richtung und die Jugendlichen ernst nehmen und mit ihnen auf den Weg. Das war ein bisschen ein Paradigmenwechsel in der Jugendpastoral.“ (Josef Rottenaicher)

2.4.3 Religionsunterricht

Ein drittes Thema in der November-Versammlung 1973 war der „Religionsunterricht in der Schule“, der von einer Gemischten Kommission aus den Sachkommissionen I und VI erarbeitet worden war. Auch hier ging es um einen Paradigmenwechsel: Religionsunterricht als Vermittlung religiösen Wissens oder Katechese. Schwester Eustochium Bischopink erinnert sich an diese gemischte Kommission und ihre Tätigkeit: „Ja, das war zwischen der Sachkommission eins, also es ging um Religionsunterricht, und die Sachkommission eins eben wegen Glauben und Verkündigung als Rahmenthema und die anderen wegen Bildungsschwerpunkte der Kirche oder irgendwas, Sachkommission sechs, weil man eben da auch wollte, dass der Aspekt Unterricht in einer öffentlichen Schule in einer pluralistischen Gesellschaft ... Man wollte also nicht sagen, wir wollen jetzt gar keinen Religionsunterricht, wir klinken uns da aus dem staatlichen System, sondern machen jetzt Katechese, darüber wurde ja auch dann ein Arbeitspapier verfasst aus der Kommission eins. Und aber auch nicht, wir wollen irgendeine allgemeine Religionskunde, sondern wie kann ein christlich und auch kirchlich und katholisch verantworteter Religionsunterricht in der öffentlichen Schule, wo also nicht das Gros der Leute katholisch ist oder auch nur getauft, sinnvoller Weise Platz finden. Und das ist finde ich sehr gut gelungen, dass man sagt, es muss auch eine diakonische Funktion, dass den Leuten das irgendwas geben muss, wo noch sozusagen der transzendente Überbau oder Horizont offen gehalten wird im Interesse der Schüler und Schülerinnen, also Sinnfragen stellen, Geschichts-

bewusstsein, Engagement, soziales Engagement hängt ja auch mit Religionsunterricht oft zusammen. Also dass einer pluralistischen Gesellschaft gedient ist, wenn man Religionsunterricht erteilt, natürlich nicht in dem man sagt, indoktriniert oder so, das schluckt sowieso kein Schüler, die sind ja nicht blöd, sondern wenn man sagt, dass zu diesem Problem, was sie gerade ansprechen, dazu findet man in der Bibel sehr viele Anregungen. Und in der Diskussion untereinander merken die ja auch, dass man sich für wichtige Themen interessiert. Also in Mathe, das kann der Schüler interessant finden oder als wichtig oder sogar als Beruf ergreifen später mal, aber die persönlichen Themen sind dann doch weithin nicht im Unterricht in den anderen Fächern so vorhanden und da kann man in Religion sehr viel tun, auch Praxis, Exkursionen und so, was tut die Kirche Soziales und so weiter. Also das finde ich einleuchtend, das steht in der Vorlage besser drin als ich jetzt sagen kann, dass man weiß, der Religionsunterricht ist wertvoll, er darf aber keineswegs indoktrinierend sein, denn damit ist niemandem gedient, weder dem Evangelium, noch den Schülern und Schülerinnen. Und aus Erfahrung, man kann mit den jungen Leuten darüber reden und wenn sie sagen, ich bin überzeugter Atheist, na gut, dann sind sie in guter Gesellschaft, da hat es schon mehr gegeben, aber dass man sagt, darüber nachzudenken ist sehr wichtig und wenn du zu der Entscheidung kommst, ich kann mich nicht als gläubigen Christen definieren, dann ist das dein gutes Recht, es wäre aber schön, wenn du gesehen hast, was das Evangelium für ein wirklich qualitativvolles Menschenbild zu bieten hat, dann ist ja auch schon was gewonnen. Aber da kam es zu ganz schönen Kontroversen, dass manche gesagt haben, man muss aber doch wissen, man hat hier Getaufte vor sich und denen muss man den ganzen Glauben gründlich vermitteln.“ (Eustochium Bischopink)

Franz-Xaver Kaufmann (geb. 1932), Berater der Sachkommission I, fasst seine Erinnerungen zusammen: „Aber am meisten gab es noch, ich weiß nicht, ob ich mich richtig erinnere, wo es dort richtige Kontroversen gab, im Zusammenhang mit dem Religionsunterricht und der Frage eben: Wie weit sollte man auf einen schulischen Religionsunterricht, also sagen wir mal in einem sich säkularisierenden Umfeld setzen oder wie weit sollte man stärker die

kirchliche Katechese stärken? Das war so die Hauptalternative, wenn ich mich richtig entsinne, da gab es durchaus heftige, aber intensive, also heftige Auseinandersetzungen, sachliche Auseinandersetzungen.“ (Franz-Xaver Kaufmann)

Ähnliche Fragen wie bei der kirchlichen Jugendarbeit stellten sich auch für den Religionsunterricht. Auf die Erosion religiösen Wissens und die Notwendigkeit einer fundierten Erstinformation über den Glauben machte die damals bereits im Schuldienst arbeitende ehemalige BDKJ-Vorsitzende Rickal aufmerksam: „Es gab auch, wenn ich das noch richtig in Erinnerung habe, ich meine ich habe die Vorlage auch moderiert zum Religionsunterricht, da gab es ganz starke Kontroversen, weil ja die Vorlage sagte, der Religionsunterricht dient nicht in erster Linie der Rekrutierung von Mitgliedern der Kirche, sondern dient in erster Linie der Information über die Glaubensinhalte, hat einen wissenschaftlichen Anspruch wie jeder andere Unterricht auch, wenn der Religionslehrer das überzeugend macht, dann kann es ein, dass sich Jugendliche sich dadurch auch angesprochen fühlen, aber das ist nicht das Essenzielle. Das war sehr umstritten, da ging es schon ähnlich wie bei der Jugendarbeit, da gingen die Wellen schon hoch her, aber auch bei Bischöfen, aber auch bei Laien, die sagten, wo sind wir denn, der Religionsunterricht ist unser Hebel, da muss geschrubbt werden, da muss derjenige, der noch nicht katholisch ist, katholisch werden. Und dann habe ich gesagt: Liebe Leute, wir haben im Religionsunterricht viele Schüler, die sind katholisch, die wissen das aber gar nicht. Also ich war damals schon nicht mehr in der Jugendarbeit, sondern war Schulleiterin in Ludwigshafen und dann habe ich in einer Kommission gesagt, ich habe bei mir mal im neunten Schuljahr gefragt, nein Moment im fünften Schuljahr, als die Kinder aufgenommen wurden: Seid ihr katholisch oder evangelisch? Und da hat mehr als die Hälfte, es war eine Hauptschule, mehr als die Hälfte der Kinder hat mich angestarrt und wussten nicht, was sie waren, damals schon. Mehr als die Hälfte der Kinder wussten nicht, ob sie evangelisch oder katholisch waren. Die sind also getauft worden und die Eltern haben weiter gar nichts mehr gemacht, die sind zur Erstkommunion gegangen, haben sich über ihre Geschenke gefreut und dann war nichts mehr. Und als sie dann in die Schule kamen, in die Hauptschule, waren mehr als

die Hälfte, die nicht wussten, ob sie evangelisch oder katholisch waren. Da war nichts. Und das habe ich dann damals auch erzählt und habe gesagt: Leute, wir können nicht so tun, als hätten wir da lauter Katholiken vor uns sitzen, die wir jetzt noch katholischer machen müssen, sondern wir müssen die erst mal über Grundlagen informieren. Da ist nichts mehr von Seiten. Das haben die Bischöfe damals nicht glauben können diese Erosion, die dann sehr stark einsetzte. Die war damals schon ganz klar erkennbar.“ (Elisabeth Rickal)

Diese aus der Praxis gewonnene Beurteilung der notwendigen Veränderungen im Religionsunterricht wurde jedoch nicht von allen Synodalen geteilt. Die Dachauer Studentin Christina Agerer-Kirchhoff (geb. 1947) sieht eine falsche Weichenstellung der Synode: „Sie hat auch, glaube ich, bezüglich Religionsunterricht falsche Weichenstellungen gelegt. Da hat sie ja auch ein Papier über den Religionsunterricht drinnen. Und das, glaube ich, hat ganz falsche Weichenstellungen gelegt, wo wir jetzt halt die Quittung dafür haben, dass praktisch in den Schulen überhaupt nicht mehr, ich weiß nicht, in welcher Pfarrei gehen denn Jugendliche in die Kirche. Sehen Sie da Jugendliche? Darum sage ich: Unsere Aufgaben sind wirklich überhaupt keine Strukturaufgaben mehr und irgendwelche Ämter oder irgendwelche Weihen oder irgendwelche Sachen, sondern es geht hier wirklich um die Essenz, dass nicht alles ganz verloren geht.“ (Christina Agerer-Kirchhoff)

Unterstützt wird sie von Hans Maier, der zur Zeit der Synode bayerischer Kultusminister war: „Dann Religionsunterricht, dazu habe ich, ich glaube zweimal gesprochen und das hat mich natürlich ganz besonders beschäftigt. Und da gab es auch sehr verschiedene Meinungen: Sollte der Religionsunterricht seinen strengen biblisch-katechetischen Charakter behalten oder sogar ausweiten? Oder war er gewissermaßen eine Projektionsfläche für alle Sorgen und Nöte und Probleme der Zeit? Ich glaube, die zweite Meinung, die war sehr stark vertreten in der Synode. Ich neigte eigentlich eher zur ersten.“ (Hans Maier)

2.5 Die fünfte Vollversammlung (Mai 1974)

Die fünfte Vollversammlung im Mai 1974 hatte ein übervolles Programm. Vier Tage lang, von Christi Himmelfahrt bis zum darauf folgenden Sonntag, diskutierten die Synodalen jeweils zwischen elf und zwölf Stunden.

2.5.1 Gottesdienst und Sakramentenpastoral

Als erstes stand die Vorlage über den Gottesdienst der Sachkommission II auf dem Programm.

Die Sachkommission „Gottesdienst – Sakramente – Spiritualität“ umfasste in ihrem Arbeitsprogramm eine breite Thematik. Norbert Essink (1930–2015) entschied sich deshalb bewusst für die Mitarbeit: „Einen Pastor interessiert das, von daher. Man konnte sich ja melden zu einer Sachkommission und ich habe die Sachkommission zwei genommen, weil mir das eben für die Praxis, für meine eigene Praxis sehr wichtig war und weil ich meine eigene Praxis auch eingeben konnte. Ich muss sagen, dass der dritte Punkt Spiritualität mich eigentlich besonders bewegt hat, in die Kommission zu kommen. Und bis auf den heutigen Tag bedauere ich, dass wir darüber nicht haben sprechen können, weil wir dazu keine Zeit mehr gehabt haben. Wir haben angefangen mit Taufe, Firmung und Beichte, Schwerpunkte heutiger Sakramentenpastoral, und dann eine zweite Vorlage haben wir besprochen: Gottesdienst.“ (Norbert Essink)

Die Kommission wurde von Ludwig Bertsch (1929–2006), Jesuitenpater und Professor für Pastoraltheologie in Sankt Georgen, geleitet. Er hat eine „große Rolle gespielt in der Vorbereitung der Synode. Saß in der Vorbereitungskommission, saß in der Zentralkommission und in seiner Sachkommission. Hat ganz entscheidende Beiträge geliefert, wirklich Einfluss in der Synode gehabt.“ (Bernhard Servatius). Anderen Synodalen ist er „irgendwie als herausragend in Erinnerung“ (Franz Sauter), als „eine sehr markante Person“ (Josef Rottenaicher), „eine der prägenden Gestalten“ (Franziskus Eisenbach). Als Gegenspieler in der Kommission erwies sich der Münsteraner Kirchenhistoriker Erwin Iserloh (1915–1996):

„Der Dr. Bertsch, Jesuit von St. Georgen, der war ja nun ein Pastoraltheologe zugleich, der hat natürlich hervorragend auch argumentieren können und sachgerecht, aber wir wurden natürlich von manchen Professoren, die auf der anderen Seite waren, Iserloh z. B., um einen Namen zu nennen, der hat also hier manches nicht mittragen können und hat sich da manches gesträubt, wo es sogar soweit war, dass es eigentlich zur Entscheidung kam, wenn ich das so im Vertrauen sagen kann, wo der Bertsch gesagt hat, wenn wir also soweit sind jetzt, dass wir uns nicht mehr verstehen in der Kommission, dann muss ich meinen Vorsitz zurücklegen. Und dann war eine Pause, ja, es war sowieso eine Pause, aber eine Nachdenkpause, und dann kam die Versöhnung zwischen den beiden wieder zustande.“
(Georg Beis)

Mit Schwerpunkt auf der Erinnerung an Erwin Iserloh charakterisiert Norbert Essink die Zusammensetzung der SK II: „Man kann sich ja heute überhaupt nicht mehr vorstellen, welche Schwierigkeiten zum Beispiel von so Leuten wie Professor Iserloh aufgebaut wurden in der Ökumene. Ich kannte den Iserloh gut von Münster her, ich habe in Münster studiert und der war Professor geworden. Als ich studiert habe, war er noch keiner, er wurde dann nachher Professor für Kirchengeschichte. Sicher war der Luther kein Engel, aber es gab unglaubliche Schwierigkeiten manchmal in den Formulierungen und ich kann mich noch gut erinnern, dass ich ein Gespräch gehabt habe mit Kronenberg, der war also der Sekretär der Synode, Kronenberg und wer war es noch, Homeyer war auch teilweise und vorher war noch, vor Homeyer war noch ein späterer Bischof. Kronenberg sagte dann ganz glatt, als ich unsere Ergebnisse erzählt habe: Wie, mehr ist das nicht? Mehr habt ihr bisher noch nicht. Ja das ist doch fast selbstverständlich. Das war selbstverständlich für die Leute, die sich nicht zusammenrangeln mussten mit Leuten. Der Iserloh war ein exzellenter Kenner, es ist nicht so, dass der immer alles kaputt machen wollte oder so, aber es gibt ja besondere Ansichten auf bestimmte Dinge und es gibt Schwierigkeiten. Und wir haben in unserer Euphorie, dann oft auch gedacht: Warum können wir das nicht zusammen machen mit den evangelischen Pastoren und so? Warum können wir nicht zusammenarbeiten? Warum gibt es keine Öffnung in der Eucharistie und im Abendmal und so? Ja und dann kam Iser-

loh natürlich mit, er war nicht der einzige, so war das nicht, in unserer Gruppierung waren die verschiedensten Leute, natürlich sehr große Praktiker. Lothar Zenetti⁴⁰ war drin, ja ganz prima, der damalige Bischof von Speyer [Friedrich Wetter, JS] war drin, der nachher nach München gekommen ist, Kardinal geworden ist [...]. Dann war ein neu ernannter Weihbischof aus Regensburg [Vinzenz Guggenberger, JS] in unserer Kommission und da haben wir oft gedacht, in Regensburg ist die Zeit stehen geblieben. Weil uns überall in allen Ländern und so weiter, nahmen die Kirchenbesucherzahlen sonntags ab, aber in Regensburg gingen die hoch. Ja und der erzählte manchmal Sachen, da haben wir nur gestaunt.“ (Norbert Essink)

Die Nürnberger Theologin, Mutter von vier Kindern und Hausfrau Hildegard Leonhardt (geb. 1930) entschied sich für die SK I, „weil ich eben von einer ganz anderen Warte her kam und auch familiäre Aspekte einbringen konnte und so weiter“ (Hildegard Leonhardt). Weil sie aus Altötting stammte, verband sie eine besondere Beziehung mit dem Passauer Bischof Antonius Hofmann (1909–2000), dem sie mehrmals bei einem Besuch von der Kommissionsarbeit berichten konnte und der als Dank nach der Beendigung der Synode eine Hausmesse mit der Familie Leonhardt feierte. Ihre eigene engagierte Mitarbeit beurteilte sie so: „Und wir hatten viele Pfarrer, aber eben wenige Laien und das war gut und dadurch, dass ich Theologie studiert hatte, konnte ich eigentlich da schon mitarbeiten. Und ich habe auch am Schluss festgestellt, dass ich die Einzige war, von all denen, die keine einzige Kommissions-sitzung versäumt hat.“ (Hildegard Leonhardt)

Begeistert von der Zusammensetzung der Kommission, der Atmosphäre und den Ergebnissen zeigte sich auch Georg Beis (geb. 1923): „Ich hab damals dann die Kommission II gewählt, Gottes-

⁴⁰ Franziskus Eisenbach (geb. 1943) erinnert sich an Lothar Zenetti (geb. 1926): „Lothar Zenetti kommt mir gerade in Erinnerung, auch ein Frankfurter, ein Pfarrer, der nicht nur als Pfarrer viel bewirkt hat, sondern auch als Literat und als Musiker, eine sehr breite Begabung hat er. Und für mich war jedenfalls eindrucksvoll, dass er damals schon während der Synodensitzungen so ein kleines Gerät hatte, wo er Melodien sich leise abspielen konnte und er hat da seine Dinge komponiert, die er gerade im Sinn hatte, wenn ihm langweilig war, das war also gelegentlich der Fall.“

dienst, Sakramente und Sonntag. Dies war mir ein Anliegen, weil mein Anliegen war ja vor allem, die Synode sollte etwas für die Gemeinden bringen. Wir wollten ja den Gemeinden das vermitteln, was das Konzil angestoßen hat bzw. festgelegt hat, vor allem in der Liturgie, aber ebenso dann die Feier der Sakramente. Da haben wir sehr intensiv miteinander geredet über die Vorbereitung zu den Sakramenten der Kinder, das war für mich so eine ganz tiefe Erfahrung. Der Pfarrer Kalteyer, der dort zu meiner Kommission gehört hat, der hat von seinen Erfahrungen, die er schon gemacht hat in seiner Pfarrei, uns mitgeteilt und das war sehr fruchtbar. Und dann kamen dazu eben, wir waren, glaube ich, sieben Bischöfe waren es, Professoren, ganz normale Pfarrer, wie ich auch, und dann aber viele Frauen auch dabei. Sieben Frauen waren bei uns und das war sehr wertvoll. Dort gelernt habe, wie eine Frau eine Sache angeht, also das ist für mich interessant gewesen, die Argumentation und auch die Überlegungen, da hab ich sehr viel gelernt. Es hat auch dann später im Schluss der Synode der damalige Bischof von Speyer, und der jetzt Kardinal schon im Ruhestand ist, Wetter, der war in meiner Kommission und der hat beim Schluss in der Marienburg, beim Abschluss gesagt: Den Frauen herzlichen Dank, ihr habt uns sehr viel gegeben durch euer Dasein, durch euer Einbringen eurer Diskussionsbeiträge, eure Ansichten. Das muss ich nur bestätigen, das war etwas, was ich da in der Synode sehr positiv erlebt habe. Und dann natürlich war das auch die Gemeinschaft, dass man einfach so miteinander zelebriert, gefeiert hat, auch natürlich gestritten hat, also es gab schon Reibereien. Bei uns war zum Beispiel, ich will jetzt keinen Namen nennen, aber es gab natürlich auch zwei, drei, die einfach da nicht so mitgehen konnten, Professoren waren das auch und zum Teil auch ein Weihbischof, der immer wieder seine Einwände hatte. Er war Weihbischof und wir haben ihn dann zum Streichbischof deklariert, das heißt, weil er immer wieder: Das muss gestrichen werden. Also, aber trotz alledem war das eine brüderliche Gemeinschaft, eine geschwisterliche Gemeinschaft, und das hat mich bei der Synode sehr positiv gestimmt, dass eine Kirche so zusammenwachsen kann aus den verschiedenen, ja, das war ja Bundesrepublik, damalige, ohne Ostbereich, aber, das hat uns wirklich

sehr zusammengebracht, die Eucharistiefiern und dann auch natürlich auch die Auseinandersetzungen.“ (Georg Beis)

Das erste Thema, das in der fünften Vollversammlung diskutiert wurde, betraf den Sonntagsgottesdienst und die Verpflichtung zur Teilnahme daran. Kardinal Friedrich Wetter fasst seine Erinnerungen daran zusammen:

„Ich war Mitglied der Kommission für den Gottesdienst. Da ging es um die Sonntagsmesse. In der damaligen Zeit sah man schon voraus, dass nicht mehr an allen Sonntagen Eucharistie gefeiert werden kann, wegen des Rückgangs der Priester. Die Wortgottesdienste waren da in der Debatte und am Kommen, und es ging darum, wie das, diese Frage von der Synode zu beurteilen und zu entschließen ist. Ich habe noch in meiner Jugend gelernt, und die Synodalen wohl alle: Am Sonntag muss man in die Heilige Messe gehen, sonst hat man eine schwere Sünde. Aber wenn man in der Vormesse nicht anwesend ist, ist das nur eine leichte Sünde. Die Hauptsache ist, dass man bei den sogenannten drei Teilen der Messe da ist: Opferung, so hieß das damals, Wandlung und Kommunion. Davon hing ab: schwere Sünde oder nicht. Sie sehen, wie hier theologisch ein völlig schiefes Verständnis von Eucharistie zu Tage tritt. Ich möchte jetzt hier nicht über Eucharistie sprechen, sondern über die Frage der Verpflichtung. Kindlicher Gehorsam: Du musst, sonst schwere Sünde; wenn der Wortgottesdienst vor der Messe fehlt, nur eine lässliche Sünde. Die Synode hat versucht, einen Mittelweg zu finden und dann formuliert: Also, wenn jemand am Sonntag nicht zur Eucharistiefier kommen kann und dann in diesen Wortgottesdienst geht, dann hat er den Sinn des Sonntagsgebotes erfüllt. Das hat man akzeptiert, es wurde aber gleich gesagt: Das Sonntagsgebot ist damit nicht erfüllt. Sie sehen auf der einen Seite das Drängen nach einer nicht legalistischen Lösung, auf der anderen Seite das Festhalten, Übergang, die Spannung. Heute werden Sie mit keinem Gebot mehr die Menschen in die Sonntagsmesse treiben. Was Not tut, das ist die Verkündigung, die Glaubensunterweisung, damit die Leute merken, welcher Schatz ihnen in der Eucharistie geschenkt wird. Dass sie von daher kommen, dass sie begeistert sind, sich von Gott so groß beschenken zu lassen, Gemeinschaft mit Christus und in der Kirche zu er-

leben. Das ist angesagt, nicht mit Geboten. Das ist der Übergang, das ist das eine.“ (Friedrich Wetter)

Ein zweites kontrovers diskutiertes Thema waren ökumenische Gottesdienste. Dazu Hildegard Leonhardt: „Und das war ja auch eine Frage, die die Leute bisschen, ja, frustriert hat, dass man das nicht der Sachkommission ‚Ökumene‘ überlassen hat, diese Formulierung zu finden, sondern der Sachkommission ‚Gottesdienst, Sakramente‘, weil man die für zuverlässiger gehalten hat, offensichtlich ja.“ (Hildegard Leonhardt). Die Diskussion darüber und über die Zulassung von nicht-katholischen Christen zum Empfang der Eucharistie (Interkommunion) fand in den Interviews ein reges Echo, etwa bei Pfarrer Heinz Röschert: „Die Ökumene ist sicher gefördert worden durch die Synode, wobei eben das auch wieder ein wunder Punkt war. Es ist zwar offener formuliert worden, als es jetzt gehandhabt, offiziell gehandhabt wird, dass eben es auch möglich ist, in konfessionsverschiedenen Ehen, wenn man nicht seinen eigenen Glauben verleugnet, beim anderen zum Abendmahl, zur Kommunion zu gehen, aber das ist ja inzwischen anscheinend vergessen oder es ist unkeusch, wenn man das so sagt. Dass man also Dinge, die damals schon die Seelsorge auch ein Stück berührt haben, aber emotional war Synode immer ein schwieriges Unterfangen für Außenstehende, habe ich den Eindruck.“ (Heinz Röschert). Georg Beis berichtet von nächtelangen Gesprächen: „Dann war natürlich auch in der Ökumene ein bis in die Mitternacht dauerndes Gespräch, wo man hart gerungen hat, nicht, eben zu sagen, dass diejenigen, die also wirklich sich zu einer Gemeinschaft der Kirchen bekennen wollen, dann auch einen Zugang zum Sakrament bekommen können, die so genannte Interkommunion mit, ja, gewissen Einschränkungen natürlich, nicht einfach automatisch, jeder kann die Eucharistie empfangen.“ (Georg Beis)

Das diffizile Thema führte denn auch zu Textänderungen: „Das war dann weniger unter den Ökumene-Thema, sondern bei Gottesdienst, wo es dann also um Abendmahls-Gemeinschaft usw. ging. Also wenn ich da so denke, man hat doch an den Formulierungen gefeilt und die noch einmal zwei-, dreimal modifiziert usw., bis man dann eine Mehrheit also dann einfach hatte. Es musste sich im Grunde in der Sache durchsetzen, nicht einfach dadurch, dass man formelle Mehrheiten gefunden hat.“ (Karl Lehmann)

2.5.2 Kirchliche Verantwortung im Bildungsbereich

Als nächstes war die Sachkommission VI mit ihrer Vorlage zu „Schwerpunkte kirchlicher Verantwortung im Bildungsbereich“ an der Reihe. Die Berichterstattung übernahm die Ursulinenschwester Carola Kahler, Schulleiterin in Bielefeld. Sie war von der Vereinigung der Ordensoberinnen in die Synode berufen worden. In der Kommission waren neben ihr nur wenige, deren Profession im Bildungssektor lag. „Und dann war der Abt von Metten, Augustinus Mayer. Das war ein kurialer Typ. Wir beide verstanden uns von Ordenseite her überhaupt nicht. Seit 1970 tragen wir Ursulinen in Bielefeld auf jeden Fall Zivil. Und darüber hat er sich immer geärgert und erschien immer in voller Abtskluft und hatte die Neigung, sich neben mich zu setzen. Er suchte irgendwie das Streitgespräch. Wir haben uns manchmal richtig gefetzt, aber auf einer ekklesialen anständigen Ebene. Dann hatten wir noch ein paar Religionslehrer drin, die Laien waren, zum Beispiel Hagedorn von Dortmund. Da war ein Berufskollege. Der war Studiendirektor in Dortmund und er musste auch den ganzen Bereich bearbeiten, wieweit Kirche etwas mit dem berufsbildenden Schulwesen zu tun hat. Wir, Schwester Diemut [Kronenberg, JS] und ich, waren letzten Endes die beiden, die für die katholischen weiterführenden Schulen zu denken und vorzudenken hatten.“ (Carola Kahler)

Am 23. Mai 1974 bat der Moderator, Oberverwaltungsgerichtspräsident a.D. Dr. Wilhelm Pötter aus Münster, „den Berichtersteller“⁴¹ um den Vortrag. Über die Vorbereitung darauf und die Reaktionen berichtet Carola Kahler:

„Und dann waren wir in Hamburg – vergesse ich nie diese Veranstaltung – im Frühherbst 75, denn im November 75 war die letzte Vollversammlung⁴². Wir waren in Hamburg, weil die gerade die Katholische Akademie eingeweiht hatten und dann sind wir immer in die, die gerade zuletzt gegründet war und funktionierte, zur Sitzung. Dann konnte man da wohnen und so. Und dann war die erste Hauptsitzung für die volle Sachkommission. Dann ging es darum –

⁴¹ Prot. V, 45.

⁴² Hier trägt die Erinnerung.

das war das einzige, was ich zum Frauenthema beitragen kann –, wer trägt die Beschlussvorlage vor? Und da fing Herr Hagedorn an – ich vergesse das nie – und es hieß: Wir müssen ja gehen bei der Begründung, bei der Auswahl, wer trägt das vor? Denn derjenige musste sich ja gründlicher vorbereiten, der musste auch die Endredaktion für dieses aus vielen unterschiedlichen Bestandteilen zusammengesetzte Dokument übernehmen. Dann hieß es: Unser Hauptthema ist ja eigentlich auch für die Zukunft gesellschaftspolitisch das weiterführende Bildungswesen. Da sagte gleich ein anderer: Ja, das muss jemand sein, der dort beruflich auch tätig ist und weiß, wie man mit Verantwortung sich dafür engagieren kann. Dass das ein Bischof nicht sein kann, war uns allen klar. Nie hat ein Bischof – es war ja eine Synode der Laien – vorgetragen. Dann hieß es: Also jetzt muss es auch endlich mal eine Frau sein. Das war ein Männervorschlag. Ich glaube, es waren zwei Damen, die Beschlussvorlagen vorgetragen hatten zur Eröffnung der Abschlussdiskussion vor der Endabstimmung. Und dann hieß es: Na das könnte doch jetzt endlich eine Ordensfrau sein! Und da habe ich zu Diemut gesagt: Merkst du, was hier läuft? Die Männer scheuen die Arbeit. Das vergesse ich nie! Und dann haben wir zwei uns ganz locker zurückgelehnt und haben gedacht: Mal gespannt, was hier rauskommt. Und dann dauerte es nochmal ein paar Minuten und da sagte einer: Na, Schwester Carola, könnten Sie das denn nicht machen? Dann habe ich sie angeguckt – ich vergesse das nie – und ich wusste, was auf dem Spiel stand. Dann habe ich in die Runde gesagt: Also das finde ich ja wieder bezeichnend. Wenn es darum geht, die Kohlen aus dem Feuer zu holen, dann kriegt derjenige, der es machen soll, ein frommes Mäntelchen umgehängt und dann bleiben gerade die Nonnen dafür übrig. Da hatte ich die Puppen am Tanzen. Da entstand ein Aufstand. Von allen Seiten. Das war ein solches Durcheinander. Und dann haben Diemut und ich in dem ganzen Wust gesagt: Das werden wir denen heimzahlen. Wir zwei übernehmen das. Und als sie sich dann beruhigt hatten, weil sie es als Frechheit empfanden, dass ich es so deutlich sagte, was hier gespielt wird. Als sie sich beruhigt hatten, habe ich dann als erste gesagt: Also Schwester Diemut und ich, wir haben vereinbart, wir übernehmen das. Wer von uns beiden das dann vorträgt, entscheiden wir durch Wahl. Wir haben ein 5-Mark-Stück bei

uns und das lassen wir dann fallen und teilen Ihnen mit, wer von uns beiden das macht. Aber erst machen wir beide eine Hafenfahrt in Hamburg. Und Hagedorn – das habe ich dann nett an ihm gefunden – sagte dann: Schwester Carola, nun nehmen Sie es uns doch nicht mehr übel. Und dann habe ich noch gesagt: Nun wollen wir mal abwarten, wie wir abstimmen. Und wann erfahren wir das? Wenn wir heute Abend von der Hafenfahrt zurückkommen. Und dann haben wir zwei eine Hafenrundfahrt gemacht und die kostete genau 5 D-Mark und ehe wir das zweite 5 D-Mark Stück abgaben, habe ich das in die Höhe geschmissen auf dem Zählbrett des Captains fallen lassen und dann traf es mich. Dann haben wir gesagt, wir arbeiten zusammen, Diemut hat mir das sofort versprochen und sie sagte: Carola, jetzt machen wir eins: Wenn wir wiederkommen, kriegen die alle sofort einen Terminplan, bis wann was bei uns sein muss. Sie sind Schulleiterin, ich bin Schulleiterin, wir haben hier keine Zeit zu verschenken. Dann sind wir zurückgefahren – ein- einhalb Stunden wieder da – und dann haben wir Herrn Kühn gesagt, er solle die Leute wieder zusammentrommeln. Dann haben wir zwei im abwechselnden Gang – das haben wir vorher abgesprochen, weil wir uns auch so gut verstanden – das vorgetragen. Dann haben die nochmal Beifall bezeugt und ich habe gesagt: Viel Vergnügen bei der Arbeit und Termine werden eingehalten, sonst findet das Ganze nicht statt. Dann haben die da schon gesagt, wir können dann und dann. Denn die meisten hatten auch noch so einen eigenen kleinen Zuarbeiterzirkel. Weil was in einer so öffentlichen Diskussion standhalten muss, das kann man nicht nur aus der eigenen Meinung, die kann noch so gut begründet sein. Und ich habe ja auch gesagt, ich fahre eine Woche vorher nach Würzburg mit meiner kleinen Reisemaschine – ich habe alles selber getippt –, denn ich musste drei Tage vorher die Beschlussvorlage abgeben zur Vervielfältigung für alle. Heute kann man sich das gar nicht mehr vorstellen, wie wir gearbeitet haben. Und ich musste mir in der Schule eine Woche frei nehmen. Aber da wir ein selbstständiger Schulträger sind, habe ich das der Oberin gesagt – ich habe mich sozusagen selber beurlaubt. Ich habe pünktlich alles bekommen, habe einen Koffer mit der Schreibmaschine genommen und meine eigenen Sachen und Papier. Dann musste man noch Reparaturbänder, wenn man die schwarze Farbe

ausdrückt und dann nochmal neu mit so einem Band darauf. Das war ja umständlich damals und ich hatte wirklich das ganze Ding abgegeben. Und dann habe ich mir einen Tag in Würzburg gegönnt, in Ruhe, und ich saß ja auf Kirchensteuern. Konnte im Burkhardushaus in der Kantine essen, bin dann auch zu den Ursulinen gegangen in der Augustinusstraße, die das große Kloster und Schule haben. Da habe ich mir wirklich einen Würzburgtag gemacht – ich liebe Würzburg sehr, nicht nur durch die Synode, insgesamt habe ich da ja Jahre meines Lebens verbracht. Dann reisten alle an und mir wurde flauer und flauer. Wie wirst du das hier überstehen? Und wir waren am letzten Tag dran, am letzten vollen Arbeitstag mit unserer Vorlage. Ich trete an das Pult, das Präsidium saß ja etwas höher. Und das Vortragpult hatte, glaube ich, zwei Stufen und eine Ablage etwas tiefer. Ich trete an das Pult, es wird aufgerufen: Die Beschlussvorlage der Sachkommission VI Bildung und Erziehung in kirchlicher Verantwortung. Und die Bischöfe stehen vor mir alle auf und gehen in die Cafeteria. Da blieben höchstens – nicht mal der Paderborner Bischof – 12 Bischöfe sitzen. Ich kann Ihnen sagen, da wird Ihnen aber gemütlich zumute. Ich habe noch gar nicht angefangen, da sagte der Claus Kühn: Ich bleibe vorne. Weil das ja verschiedene Sachgebiete waren, in der ersten Reihe der Synodalen drei, vier Mitglieder der eigenen Sachkommission, die Ihnen dann auch ein Stichwort zubringen konnten oder einen Beitrag abnehmen konnten. Dann sagte Claus Kühn, Radio Hamburg: Schwester, ich bleibe hier auf dem ersten Platz, wenn Not am Mann ist, springe ich ihnen sofort bei. Dann kam einer von hinten – da weiß ich bis heute nicht, wer das war – und sagte: Es wird alles in die Cafeteria übertragen, die Bischöfe müssen alles anhören. Und dann habe ich angefangen. Das hat ja alles auch seine Rituale, wie das abläuft und so, weil ich diese tausend Titel nicht mag. Als ich Schulleitern war, habe ich das auch alles abgeschafft, das gibt es alles nicht. Schwester Carola genügt ja. Und dann kam einmal eine brenzlige Frage und der Herr Kühn wollte mir helfen, aber ich sagte: Das kann ich selber. Es ging auch wirklich gut, die Diskussion ging. Dann muss derjenige, der vorgetragen hat – jetzt kommt meine zweite Frechheit, ich habe mir nur zwei erlaubt, das eine war in Hamburg, das andere jetzt in der Synode –, sich bedanken für die Mitarbeit und wie gut

das gelungen ist. Wir haben eine hohe Zustimmung erfahren und von den Bischöfen haben auch nur zwei gesagt, dass sie davon abraten. Denn die Bischöfe haben sich an den echten Abstimmungen nicht beteiligt. Denn es war ja die Synode der Laien. Und das Votum musste immer ganz klar sein, dass es die Laien sind, die das und das und das verlangen. Das waren aber nur die, die arm waren und nicht wussten, wie sie das bezahlen sollen. Ich wusste aber damals schon, weil ich ja hier Schulleiterin war, dass es den Verband deutscher Diözesen gibt, in dessen Topf die reicheren immer mehr zahlen. So eine Art Länderausgleich, das gibt es auch bei Bistümern. Und dann habe ich denen gedankt und weiß selber bis heute nicht, was mich da geritten hat. Zum Schluss habe ich gesagt: Wir danken auch den beiden Herren höchster Prominenz, die Mitglieder unserer Sachkommission waren – das war der Oberbürgermeister von Münster, Albrecht Beckel, und Herrn Kultusminister Maier von München und Herrn Kultusminister Bernhard Vogel von Mainz. Wenn wir die Herren, die Mitglieder unserer Sachkommission waren, öfters gesehen hätten, wäre unsere Sachkommission sicher noch besser geworden. Da hatte ich was losgetreten. Nun ich muss schon sagen, ich kannte sie. Den Beckel kannte ich ja aus früheren Jahren, weil ich als junge Lehrerin oft im Franz-Hitze-Haus zu guten Tagungen war. Das war ein richtiges gutes Bildungshaus. Und Hans Maier kenne ich seit meinem Studium, da war er noch Privatdozent. Da habe ich mal ein Ferienssemester bei ihm mit einigen Mitschwestern aus Königstein gemacht, von daher kannte ich ihn. Ich bin an dem Tag geboren, an dem Habermas und Hans Maier Geburtstag haben. Nur zwei Jahre oder ein Jahr vor mir. Und sowas merkt man sich einfach und das ist der Tag der Schlacht von Waterloo. Und in Nullkommanichts standen alle drei vor mir. Bernhard Vogel sagt dann: Schwester Carola, ich war so oft wie möglich da. Und da habe ich gesagt: Herr Vogel, ich habe doch nur gesagt, wenn Sie häufiger da gewesen wären, wäre die Vorlage besser. Das glaube ich wirklich. Und was der Beckel mir zugerufen hat, weiß ich gar nicht mehr. Es war ein Tumult um meinen Platz als Vortragende. Und Hans Maier stand vor mir – und so mit der Hand: Jetzt hat man endlich mal eine vernünftige Frau und dann ist es auch noch eine Ordensfrau. Und dann habe ich gesagt: Herr Maier, das schönste

Kompliment, was mir je jemand machen konnte. Dann habe ich ihm gesagt, warum ich so dankbar war, auf ihn gestoßen zu sein. Da hat er mich in den Arm genommen und es war ein Jubeltrubel. Da hat Bernhard Vogel unsere ganze Sachkommission zum Erfolg, den wir hatten, eingeladen – wissen Sie, wir stürzten mit unserer Vorlage das kirchliche Bewusstsein nicht um und das war keine kirchenkritische und gesellschaftskritische Vorlage, aber es war eine ganz entscheidende Vorlage, um den Bischöfen zu sagen, für das katholische Bildungssystem seid Ihr von Stund an anders verantwortlich als bisher, wenn Ihr das wirklich wollt. Die Sachkommission 10 hat ja eher die kritischen Sachen gemacht. Er hat uns eingeladen in das Weinhaus Buhl und dann haben wir bis in die frühen Morgenstunden gefeiert mit Frankenvrot und so. Das hat uns so viel Spaß gemacht, allen zusammen. Wir hatten die Vorlage durch. Und eine sagte nur vor sich hin: Wenn die Bischöfe wüssten, was sie das kosten wird. Manche konnten es ja gar nicht, aber manche sparen ja bis heute die entsprechenden Teile, was sie müssten. Dann sind wir alle völlig klaren Kopfes nach Hause gegangen und nächsten Morgen waren wir alle in der gemeinsamen Messe. Es war eine so tolle Erfahrung.“ (Carola Kahler)

2.5.3 *Christlich gelebte Ehe und Familie*

Am 24. Mai 1974 hatte die Sachkommission IV „Ehe und Familie“ ihren ersten Synodenauftritt. Berichterstatter war der Vorsitzende, der Bonner Moraltheologe Franz Böckle (1921–1991). Die Koblenzer CDU-Politikerin Roswitha Verhülsdonk gehörte zu den Strippenzieherinnen, die den bekannten Theologen überreden konnten, das Thema Ehe und Familie verantwortlich zu vertreten: „Gut, ja, dann ging das also los und wir hatten ja die Möglichkeit, schon vorher zu sagen, in welche Kommission, die Kommissionsthemen standen ja fest, nur die Personalie nicht, uns zu entscheiden, wo wir hingehen wollen. Ich, da ich ja auch politisch im Bereich Ehe- und Familiengesetzgebung tätig war, habe dann gedacht, ich gehe in die Kommission IV ‚Ehe und Familie‘ und habe mich dafür gemeldet und bin ja dann auch da hineingewählt worden. Und dann habe ich mir also die Liste derjenigen, die da in der Kommission waren,

angesehen und habe dann mit großer Freude gesehen, der Franz Böckle, der Moralthologe, der steht ja auch drauf. Und da ich den Franz Böckle aus Bonn gut kannte und also auch seine Schriften gut kannte und vor allen Dingen aus der Zeit der Enzyklika *Humanae Vitae* sehr gut kannte, weil ich ihn da oft an meiner Seite brauchte, wenn ich mit Frauen über ihre Gewissenschwierigkeiten redete, da war der mir immer sehr hilfreich. Und dann habe ich den Franz Böckle habe ich angesprochen und habe gesagt: Sie müssen den Vorsitz übernehmen. Und dann sagte er: Langsam, langsam, ich glaube, das macht nur Schwierigkeiten. Ich sage: Warum macht das Schwierigkeiten? Ich habe mit Luthe gesprochen, der war Weihbischof in Köln, der war auch in unserer Kommission, der hatte nichts gegen den Böckle, und auch nicht Saier, Bischof von Freiburg, noch nicht Erzbischof, war ja auch in der Kommission, der hatte auch nichts gegen Böckle. Ich sage: Weshalb sind Sie so vorsichtig? Da zeigte er auf einen Namen, Flatten, der Kirchenrechtler Flatten, Vorsitzender der *sacra rota* in Köln, war sozusagen als Aufpasser vom Kardinal in die Kommission geschickt worden, um dem Böckle Paroli zu bieten.“ (Roswitha Verhülsdonk)

An einzelne Kommissionsmitglieder erinnert sich auch Hildegard Rapp (geb. 1927): „Wir sind oft in Frankfurt oder in Köln zusammengekommen. Und da habe ich dann die anderen Synodenmitglieder, also Kommissionsmitglieder kennengelernt, Professor Böckle, ein Berater, dann Flatten war bei uns. Ja, das war also der große Mann, den ich da mehr oder weniger kennengelernt habe. Oder man hatte ein Ah-Erlebnis, ah, wer ist denn da alles da. Bertsch, Breuning, das sind so Namen, die mir jetzt ganz spontan einfallen, großartige Männer der Theologie, der Kirche. Und sonst war zum Beispiel, ist mir in Erinnerung, eine langjährige Synodenfreundin, über deren Kinder wir dann noch verbunden blieben, Heiermann, Marianne Heiermann aus Essen, die hat mich so an der Hand genommen, die hat sehr viel Erfahrung gehabt in kirchlichen Gremien und auch als Norddeutsche einfach redengewandt, die hat auch einen Schwager gehabt, der Pfarrer war, und sie da informiert hat. Und die war zum Beispiel, die war Mutter von sechs Kindern und Lehrerin Hauswirtschaft. [...] Helga Strätling-Tölle, Psychotherapeutin, mit ihrem Mann, der war als Berater dann dabei. Also das waren auch

Koryphäen drunter, die viel Erfahrung hatten. Ich bin manchmal schon geschrumpft vor lauter Ahnungslosigkeit, aber ich wollte ja, wenn ich gewählt werde in diese Sachkommission, das habe ich damals bei der Wahl schon gesagt, denn ich will ja was heimbringen, ich will ja was lernen für mich selber.“ (Hildegard Rapp)

Die Gespräche liefen von Anfang an schwierig. In puncto Sexualität herrschte eine große Sprachlosigkeit vor, wie Dieter Simmeth illustriert: „Mich haben dann viele Dinge auch geärgert. Zum Beispiel kann ich mich noch wahnsinnig gut erinnern, im Bereich Ehe und Familie, da ging es immer dann darum, man, man hat sich unheimlich schwer getan, zum Beispiel über die, zum Beispiel das Wort Lust. Das, das war ja, also das, man hat man lieber ‚ ficken ‘ gesagt wahrscheinlich als Lust. Ja ne, auch nicht, verstehen Sie, aber das war fast ungefähr identisch und man hat immer gesagt: ‚ Ah, Lust ja, aber das muss natürlich alles im Rahmen sein und so weiter. ‘ Man hat sich einfach nicht getraut, einfach das, was an und für sich lebensbejahend ist, wirklich auch zu sagen. Nicht nur wir als Junge, wir als Junge vielleicht noch eher, aber das war damals halt noch ganz stark auf der einen Seite diese 68er Aufbruchsstimmung, auf der einen Seite, auf der anderen Seite ganz klar noch die 50er-Generation. Also diese beiden Dinge kamen, waren ganz eng beieinander und die sind eigentlich nie wirklich zur Versöhnung gekommen dann, sondern die waren immer spannungsgeladen nebeneinander. Diese, diese uralte Sicht von, von Ehrfurcht und Respekt, Hierarchie und so weiter. Und gleichzeitig aber auch die Möglichkeit, ganz anders miteinander umzugehen.“ (Dieter Simmeth)

In der Sachkommission hatte Franz Böckle als Test die einzelnen Mitglieder gefragt, wie sie sich verhalten würden, wenn ihr Sohn seine Freundin zu einem Wochenendaufenthalt in ein Ferienhaus einladen würde. Erhellend wirkten die medizinischen Erläuterungen von August-Wilhelm von Eiff (1921–1998): „Da hat man einfach das Biologische dann auch kapiert. Und über die das Ganze in der Breite: Sexualität, Ehe, dann Ehe natürlich noch mal speziell beleuchtet auf Partnerschaft hin, auch Spiritualität. Diesen Vortrag oder diese Diskussion, die habe ich sehr lebhaft in Erinnerung, das hat mich sehr lange begleitet: Spiritualität in der Ehe und dass natürlich Spiritualität nicht nur von mir, von der Frau ausgehen kann, sondern

dass, wie das dann geschieht, dass der Partner mitmacht, dass der auf diese Welle kommt zum Spirituellen in der Ehe. Also es war, es war also fabelhaft, sehr schön. Und dafür natürlich, wir haben ein Papier erstellt über, wie sage ich, Homosexualität, das durfte man nicht ins Papier bringen, das musste man noch mal extra aufführen, das sollte nichts mit Synode zu tun haben – himmelschreiend würde ich heute sagen. Das ist doch Not, das ist doch Elend, Not, wie, sage ich jetzt mal, Kirche mit dem Thema umgeht. Das ist ein mords Lernprozess für viele gewesen, für den einfachen Dorfpfarrer“ (Hildegard Rapp).

Dieser Lernprozess setzte sich fort, als zwischen der fünften und siebten Vollversammlung die Vorlage zu Ehe und Familie für die zweite Lesung überarbeitet wurde.

2.5.4 Amt und pastorale Dienste in der Gemeinde

Die zweite Lesung der Vorlage zu den pastoralen Diensten konzentrierte sich auf zwei Themen. Zum einen ging es um den erst durch das Zweite Vatikanische Konzil eingeführten Diakonat und eine mögliche Ausweitung auf den Diakonat der Frau. Nach Meinung von Franz Hamburger seien die „großen Themen der Kirchenreform“, zu denen er den Diakonat der Frau zählte, „in der Synodenzeit meines Wissens nicht ernsthaft diskutiert worden“ (Franz Hamburger), was Hanspeter Heinz (geb. 1939) indirekt bestätigt: „Wir haben das natürlich auch erörtert, dazu gab es dann vier Gutachten, von Vorgrimler, Congar, Hünemann und ich glaube noch jemand, also wenigstens drei, die haben dazu Gutachten gemacht. Gutachten in der Richtung, Diakonat der Frau ist möglich und wir plädieren dafür. Aber diese Gutachten kamen nicht in der Weise zum Tragen, dass ... Diakonat der Frau ging hinterher nicht in das Synodendokument ein, wenn ich mich recht entsinne, kam nicht vor, aber es waren die drei Gutachten da, und es ist im Bericht, den Kasper geschrieben hat, im Bericht im Synodenband ist das ausführlich dargestellt, ob das Diakonat der Frau vorkam oder nicht vorkam. Aber die Debatte war nicht so heiß wie die Debatte über die *virī probati* zunächst mal.“ (Hanspeter Heinz). Angesichts der Mehrheitsverhältnisse in der Synode findet es Ulrich Ruisinger (geb. 1931) zu-

mindest erstaunlich, dass das Thema überhaupt auf die Tagesordnung kam: „Also es ist ja immerhin erstaunlich, dass bei einer der letzten Sitzungen das Diakonat der Frau angesprochen worden ist, dass das überhaupt auf der Tagesordnung stand, dass das angesprochen worden ist.“ (Ulrich Ruisinger)

Das Ergebnis, knapp zusammengefasst von Corona Bamberg: „Man kam dann schließlich doch mit dem Diakonat der Frau weiter. Das gab ein Votum nach Rom. Es gab ja drei Äußerungen der Synode: ein Votum, das musste nach Rom, eine Anordnung und eine Empfehlung. Anordnung war auf das Konto der Synode, und die Empfehlung, das war relativ unverbindlich, das konnte man machen oder das konnte man nicht machen. Aber das Votum ging also nach Rom, Diakonat. Aber da hat schon damals der Pater Semmelroth, der sich in Rom sehr gut auskannte, der hat uns gewarnt davor und hat gesagt: Damit kommen Sie nicht weiter. Und es war auch so, das ist bis heute nicht beantwortet. Es ist leider so.“ (Corona Bamberg)

Das zweite heftig diskutierte Thema war die mögliche Zulassung verheirateter Männer zum Priesteramt: „Und das war auch ganz spannend. Zwei Kommissionen haben sich damit beschäftigt. Die Kommission sieben: Dienste in der Kirche. Die haben über priesterliche Aufgaben und so weiter, die sind von der Überlastung her eigentlich ausgegangen stichwortmäßig und vom Priesterbild, dass der nur wandernd konsekriert, also nicht dem entspricht. Und wir in der Strukturkommission sind davon ausgegangen: Was braucht die Gemeinde zum Leben? Und dann sind wir darauf gekommen, dass es dafür nicht genug Priester gibt und der nächste Schritt war dann wenigstens die Viri probati. Und das war ein ganz klarer Beschluss, dass die Bischofskonferenz beauftragt wird, mit dem Votum in Rom dort vorstellig zu werden und dafür zu sorgen, dass das zunächst einmal jedenfalls für den deutschen Sprachraum genehmigt wird, notfalls auch ad experimentum oder so was jedenfalls. Der eigentliche Beschluss wirklich im Beschlusstext, das war der von der Kommission zehn. Die Kommission sieben hatte das in ihren Begründungsteil eingebaut, der natürlich auch Gültigkeit bekommen hätte, wenn er beschlossen worden wäre, aber bei uns war es also sehr massiv, wir sind von der Not der Gemeinden ausgegangen.

Wir hatten einen anderen Zugang. Aber es waren also zwei Kommissionen, die dieser Auffassung waren. Und das hat dann die Bischofskonferenz durch einen Beschluss – warum, müssten Sie eigentlich einen bischöflichen Zeitzeugen fragen – von der Tagesordnung abgesetzt. Sie haben gesagt: Wir dürfen über alles beschließen, aber nicht über diesen Passus, weder über den in der Kommission zehn noch über den in der Kommission sieben. Das gab in der Kommission einen großen Aufruhr, denn wir haben das in der Kommission einhellig, egal ob Domkapitular, Generalvikar oder Ordensmann, so beschlossen. Und wir haben unser ganzes Strukturgebäude eigentlich irgendwo davon abhängig gemacht.“ (Walter Bayerlein)

Besonders betroffen war die SK VII, von der eine Vorlage zu den *virii probati* erarbeitet worden war: „Wir haben mindestens zwei Jahre gearbeitet und zwar stramm gearbeitet an dem Thema *Virii probati*, die verheirateten, bewährten Männer, ob die nicht die Priesterweihe empfangen dürfen. Und da haben wir erlebt, dass eine Vollversammlung begonnen hat, in der eröffnet worden ist, dass dieses Thema von der Traktandenliste gestrichen worden ist von den Bischöfen und das war eine ganz große Empörung unter den Synodalen bis dahin, dass man Angst hatte, die Synode platzt. Die haben gedroht damit, dass sie ausziehen, dass die nicht mehr mitmachen. Und das brauchte dann den persönlichen Einsatz von Kardinal Döpfner, dass es weiter geht, weil die Synodalen sich nicht ernst genommen gefühlt haben. Die haben gesagt: Wir sind doch voll verantwortliche Christen, so kann man mit uns doch nicht umgehen. Und wir haben dann auch weiter dran gearbeitet an dem Thema, aber es war aussichtslos, weil Rom auf stur geschaltet hat. Da war nichts zu machen. Und wir haben dann eine Meinungsumfrage in der Kommission gestartet: Wer ist für Beibehaltung des Zölibats? Wer ist für Abschaffung des Zölibats? Wer ist für die *Virii probati*? Und das war für jede dieser Fragen jeweils ein Drittel. Das war also schon eigentlich eine ziemlich bemerkenswerte Menge. Es waren auch eben solche Professoren wie Hemmerle dabei, die der Meinung waren, das müsste unbedingt sein. Aber es hat nichts geholfen.“ (Corona Bamberg)

2.5.5 *Kirchliches Verwaltungsrecht*

Eine Gemischte Kommission aus den Kommissionen VIII und IX sollte sich um eine kirchliche Verwaltungsgerichtsordnung mühen. Walter Bayerlein ordnet das Thema in den weltkirchlichen Kontext der Reform des Kirchenrechts ein: „Unsere Kommission hat, und damit komme ich auf eine ganz wunde Stelle, angeregt eigentlich aus einem Vorgang in Rom, dem Problem zugewandt, dass wir in unserer katholischen Kirche kein Gerichtssystem haben, das den modernen Anforderungen entspricht. Denn es gab ja im Gefolge des Konzils eine Arbeitsgruppe in Rom, in der auch Döpfner saß, für die Reform des Kirchenrechts. Und da war eine klare Vorgabe der dort sitzenden Bischöfe und Kardinäle, einschließlich der Kurienkardinäle, die dabei waren, dass im zukünftigen Kirchenrecht der Schutz der subjektiven Rechte neu ausgestattet werden muss und dass es dazu einer geordneten Gerichtsbarkeit bedarf. Das haben wir ernst genommen und haben uns hingehockt und haben da eine Vorlage gemacht. Dazu gab es eine gemischte Kommission aus der Strukturkommission und der benachbarten, die sich mit der Mitverantwortung beschäftigt hat. Da war der Präsident, ehemalige Oberpräsident von Münster, der Pötter war da führend dort tätig, der Pater Dammertz, Kirchenrechtler der Benediktiner, später Bischof von Augsburg, der Doktor Wesemann, Justitiar in Münster, der Fell, das war ein Abgeordneter des deutschen Bundestages und Jurist, ich war dabei, ich weiß nicht wer noch, der Mittermeier, glaube ich, war noch dabei. Es war schon spannend. Und dann haben wir uns entschlossen, erst Eckpunkte zu formulieren, wie es mit der Gerichtsbarkeit aussehen müsste. Da haben wir gesagt, das wäre viel zu wenig, da werden wir geschlachtet, und haben eine durchgefeilte Verfahrensordnung gemacht. Von Paragraf eins bis über das Vertretungsrecht über die Wiedereinsetzung in den vorherigen Stand. Was ist bei Fristversäumnis und so. Und wir hatten ein Proprium, von dem wir gedacht haben, das wäre auch Avantgarde für das staatliche Recht. Also Pötter war ja ein typischer Verwaltungsrichter, der hat natürlich immer geschaut, was ist die Verwaltungsgerichtsordnung, wo kann man sie übernehmen, wo kann man sie nicht übernehmen. Wir hatten ein internes kirchliches Schiedsver-

fahren vorgesehen, bevor man überhaupt Klage erheben kann. Im staatlichen Gericht gibt es nur das Widerspruchsverfahren, das jetzt vor ein paar Jahren noch abgeschafft worden ist, wo die Behörde den Bescheid noch mal überprüfen musste. Und erst in der Gestalt dieses Widerspruchsbescheides konnte dann der Verwaltungsakt angefochten werden, wenn irgendwas verändert wurde. Die Behörde musste die Chance haben, sich selbst zu korrigieren. Aber das ist ein ganz anderes Verfahren. Wir hatten das auch, aber wir hatten vorher noch ein Schiedsverfahren, weil wir gedacht haben, dass sei das typisch Christliche. Also wenn ihr Streit miteinander habt, setzt euch erst einmal zusammen und schaut, wie ihr den aus der Welt schafft. Wir hatten gegen den großen Einwand, dass das ja wieder Bürokratie schafft, schon vorgesehen, dass mehrere Diözesen gemeinsam ein solches Gericht betreiben können.“ (Walter Bayerlein)

Walter Bayerlein war es auch, der in der zweiten Lesung die Berichterstattung übernahm und detailliert auf die Probleme hinwies, die seiner Ansicht nach auch 40 Jahre später noch nicht gelöst seien: „Ich war Berichtersteller in der zweiten Lesung und es ging um einige Grundfragen, die in der Tat nicht einfach sind, zwei. Die erste, war in allen Debatten schon in der Kommissionen und dann auch später, war: Wie kann Gewaltenteilung, das ist offenbar die Voraussetzung einer unabhängigen Gerichtsbarkeit, in der Kirche mit ihren hierarchischen Strukturen funktionieren, wo der Bischof Gesetzgeber, Ausführer ist, ja praktisch alles in einer Hand, und Judex, also alles? Das war die erste Frage. Die zweite war: Kann dann ein Gericht mit kirchlichen Richtern in die Lehre über die Sakramente und die Wirklichkeit der Sakramentenspendung und so weiter eingreifen oder auch nicht? Das waren die zwei wesentlichen Brocken. Und muss sich der Bischof dann beugen dem Urteil eines Gerichts? Wie ist das mit der bischöflichen Autorität zu vereinbaren? Ich denke, wir haben gute Antworten darauf gefunden und das zeigt sich ja darin, einer der Widerspenstigen war Kardinal Höffner damals, vor allem was die Sakramentenlehre anging. Und er hat gesagt: Ja, kann jetzt ein Gericht entscheiden, dass ein wiederverheirateter Geschiedener zur Kommunion zuzulassen ist oder nicht? Das war sein Beispiel unter anderem. Und wir haben ja dann, Sie werden sich mit dem Text wie die meisten nicht so genau befasst haben, schätze ich,

haben wir ja dann klar drin, dass wir die Frage der Sakramenten-spendung und der Glaubenslehre von der Zuständigkeit des Gerichts herausgenommen haben. Aber zugleich drin haben wir, dass bei Missbrauch das Gericht also schon angerufen werden kann. Ich habe das immer so gesagt: Predigen zum Beispiel, es wird kein Gericht einem Pfarrer anordnen können, wie er zu predigen hat. Das können Sie nachlesen in meinem Bericht zur zweiten Lesung. Aber wenn der sagen würde, Neger sind keine Menschen und da sitzt ein Schwarzer da unten, dann hat er das Recht, gegen den Pfarrer vorzugehen. Ein schönes Beispiel, weil es nicht vorkommt, habe ich gesagt, aber anschaulich. Und wir haben ja dann eine überwältigende Zustimmung bekommen. Es müssen praktisch alle anwesenden Bischöfe dafür gestimmt haben, sonst gibt es die Mehrheitsverhältnisse nicht von damals. Also ich glaube, es hat zwei Neinstimmen gegeben und zwei Enthaltungen aus der ganzen Synode damals in der zweiten Lesung. Aber es war ein Kampf. Und zur Gewaltenteilung haben wir gesagt, es ist eine Gewaltenteilung, die Richter werden vom Bischof ernannt. Und gegen das Endurteil in letzter Instanz bei einem deutschen kirchlichen Verwaltungsgericht ist natürlich der Appell an Rom zulässig. Nach meinen Ausführungen war einmal die Glaubwürdigkeitsfrage das Entscheidende. Wir sind nicht glaubwürdig, wenn wir überall auf der Welt Menschenrechte verteidigen und nicht für Verfahren sorgen in der Kirche. Und zum zweiten die prophylaktische Wirkung, allein dass es eine solche Nachprüfbarkeit gibt, wird dazu führen, war meine Prognose, dass jemand, der kirchliche Verwaltungsakte erlässt, genauer auf die Begründung achtet, das rechtliche Gehör beachtet, weil er sich nicht vom Gericht belehren lassen will. Und das Dritte, was ganz entscheidend war, wir hätten dringehabt, dass man auch als Pfarrgemeinderatsmitglied oder als anderes Gremium gegen kirchliche Entscheidungen vorgehen kann, wenn sie die Satzung nicht beachten. Also nur das. Nicht inhaltliche Entscheidungen, Pfarrgemeinderatsentscheidungen sind Hoheitsentscheidungen sozusagen, aber wenn es satzungsmäßig nicht zulässig ist und die Kirche greift dort ein, dann geht es nicht. Die Absetzung der Pfarrgemeinderatsvorsitzenden geht halt nicht. Hätten wir diese Klausel, hätte es die Reform in Regensburg nicht geben können.“ (Walter Bayerlein)

2.5.6 *Strukturen der deutschen Kirche*

Bei den Diskussionen zur Strukturreform der deutschen Kirche, wie sie im Anschluss an die Ausführungsbestimmungen zum Konzil stand, war unter anderem Franz Grave beteiligt: „Und es stellte sich dann bald heraus, dass man unter dem großen Thema der Kommission, in eine mehr und mehr, sagen wir mal, in eine Spezialisierung hineinkam. Das war jetzt nicht eine Engführung, sondern die Spezialisierung kam hinterher im gesamten Text wieder zusammen. Also man musste seine spezielle Fragestellung erarbeiten, immer natürlich unter dem Gesichtspunkt, dass es ein Mosaikstein ist, der in das Gesamte der Synodenvorlage eingearbeitet werden muss, das ist klar. Also ich kann mich gerne erinnern, dass innerhalb der Kommission sechs⁴³ das Thema katholische Verbände mir mehr und mehr zufiel und das hing auch damit zusammen, dass ich aus einem Bereich des Bistums kam, wo die Verbände noch eine, damals noch eine sehr lebendige Rolle spielten, die Sozialverbände insbesondere. Also Ort und Funktion der katholischen Verbände war das Thema, da will ich jetzt im Einzelnen die Themen nicht aufführen, sondern die Bezeichnung des Themas und die Erwähnung der Kommission und des Themas genügt ja. Das andere Thema oder, so will ich sagen, dieser Beitrag zum Thema Verbände war natürlich ein Plädoyer für die Verbände. Die Verbände hatten damals schon die ersten Krisenerscheinungen. Die Frage der Profile trat immer mehr auf und die Profile wurden unschärfer und unschärfer. Sind die Verbände freie Laieninitiativen, und wenn sie das sind, woran ich nicht zweifle, was ja auch dargelegt ist, sind sie dann wirklich auch in freier Verantwortung mobil und kräftig genug, ihren Dienst umzusetzen und gesellschaftliche Positionen zu beziehen und zu bewerten, Präsenz, also kirchliche Struktur in der Gesellschaft zu sein auf der einen Seite und auf der anderen Seite gesellschaftliche Struktur in der Kirche zu sein, also etwas vom demokratischen Verbandswesen mit hineinzunehmen in die Kirche. Diese Wechselbeziehungen spielten da eine Rolle. Aber ich will einfach sagen, unterm Strich war das Anliegen, und die Synode hat das ja dann auch insgesamt so gesehen,

⁴³ Grave war Mitglied der SK IX.

insgesamt war das ein Plädoyer für die Verbände. Dahinter stand der Gedanke, dass die Kirche nicht ein Betrieb ist, der sich selbst nur in innerkirchlicher Thematik ergeht, sondern auch in die Gesellschaft hinaus wirkt und für die großen gesellschaftlichen Herausforderungen Orientierung vermittelt. Also das war dieser Komplex Verbände.“ (Franz Grave)

Eine weitere Frage war die Ordnung der Räte auf den Ebenen von Pfarrei, Dekanat und Diözese. Auch hierfür interessierte sich Grave als damaliger Leiter des Essener Seelsorgeamts: „Dann war natürlich eine wichtige Frage die Struktur, die Satzung für die Pfarrgemeinderäte. Das war ein Thema, was den Leiter eines Seelsorgeamtes natürlich in besonderer Weise interessierte, weil man im Bistum damit zu tun hatte. Also wie ist die Mitbeteiligungsstruktur für die Laien in der Kirche, die in den Verbänden regieren, aber auch in den Pfarrgemeinderäten? Das waren ja neue Gremien, die nach 45 aufgekomen sind und im Zweiten Vatikanischen Konzil schon die ersten Spuren hinterließen, also die Frage der Beteiligung der Laien an kirchlichen Entwicklungen, die Frage der Mitbestimmung, die Frage in der Kirche, die Frage der Wahl bis hin zu der Frage, wer ist der Vorsitzende des Pfarrgemeinderates, das war damals eine heiße Diskussion. Da gab es also die Meinung, der Pfarrer müsste eigentlich der geborene Vorsitzende des Pfarrgemeinde[rats] sein. In Essen gab es eine andere Tradition, nämlich dass Laien Vorsitzende des Pfarrgemeinderates waren, Pfarrkomitee hieß das da. Aber am Ende ist ja herausgekommen – übrigens, das will ich noch vorweg sagen, wir haben damals die Frage nach dem Vorsitz im Pfarrgemeinderat nicht einfach nur diskutiert in der Kommission der Synode, sondern wir haben die Entwürfe, die es da in der Kommission gab, auch mit vielen Pfarreien, Laien und Priestern hier besprochen. Und die Stimmungslage hier, die hat uns gesagt, Leute, es gibt zwar viele gute Gründe dafür, dass der Pfarrer der Vorsitzende sein kann, die Gründe will ich jetzt hier nicht aufzählen, aber es ist ein emotionaler Rückschlag, wenn die Position der Laien, die sie jetzt über Jahre vor der Synode bereits hatten, wenn diese Position verändert wird, indem man den Vorsitz in die Richtung des Pfarrers schiebt und den Laien dann nur geschäftsführenden Vorsitzenden sein lässt. Ich glaube, dass diese Entscheidung damals richtig war, sie war nicht

nur eine theologische Entscheidung, sondern das war eine Entscheidung, die, denke ich, auch so etwas aus dem emotionalen Bereich mit herauskam. Das Modell, Laien als Vorsitzende vom Komitee, hatte sich ja im Grunde kirchlicherseits sehr bewährt und wir hätten möglicherweise viele bewährte Vorsitzende, Laienvorsitzende aus den Pfarrgemeinderäten enttäuscht. Ich glaube, dass die Entscheidung richtig war. Also die Kommission VI⁴⁴ hat dann, wie ich finde, ein gutes Modell entwickelt für die, eine gute Struktur entwickelt für die Mitarbeit der Laien in der Kirche.“ (Franz Grave)

2.6 Die sechste Vollversammlung (November 1974)

In der sechsten Vollversammlung vom 20. bis 24. November 1974 wurden mehrere Vorlagen behandelt. In erster Lesung wurde „Missionarischer Dienst der Kirche“ angenommen. In zweiter Lesung verabschiedet wurden die „Schwerpunkte heutiger Sakramentenpastoral“ sowie „Die Orden und andere geistliche Gemeinschaften“.

2.6.1 Die Initiationssakramente

Bei der zweiten Lesung der Vorlage über „Schwerpunkte heutiger Sakramentenpastoral“ wurde über das richtige Alter zum Empfang der Firmung diskutiert. Mehrere Synodale erzählen in den Interviews ausführlich über ihre Erfahrungen mit der Firmvorbereitung, über einen Dissens mit ihren Bischöfen über das richtige Alter, über die Schwierigkeiten, Firmlinge nach dem Empfang des Sakraments in einen lebendigen Gemeindegontakt hineinzuführen. Der Mainzer Pfarrer Anton Kalteyer (1927–2015) beobachtet eine tiefe Betroffenheit auch auf Bischofsseite: „Ich kann mich einmal erinnern, dass der Bischof Stein von Trier, der war nie Pfarrer, der war immer Professor oder sonst was er war, wo ihm die Pfarrer mal gesagt haben, wie das zugeht, bis die Firmfeier, wenn er dann feierlich einzieht und es ist alles ein großes Fest und es klappt alles und so, was da alles vor sich geht, da hat er da gegessen und hat geweint. Der hat gar nicht also die Beziehung zur Wirklichkeit, ja? Und das war gut, weil die

⁴⁴ Gemeint ist die Kommission VIII.

Bischöfe ja dann gehört haben, und dann haben wir also, auch in meiner Kommission haben dann 16, 17 Pfarrer gesprochen und haben dann mal alles gesagt, was sie so erleben, bis es soweit ist, bis die Firmung ist, ja. Und der Bischof kriegt immer nur am Schluss das Fest mit, wie schwierig das ist.“ (Anton Kalteyer)

Eine andere Begebenheit aus der Kommissionsarbeit beeindruckte Hildegard Leonhardt: „Und da war bei uns ein Pfarrer drin, der war in Mainz Pfarrer, Pfarrer Kalteyer und der Pfarrer Zenetti, die beiden, wenn die geschildert haben, wie sie eine Taufe machen in ihrer Gemeinde, war für mich eine Offenbarung. Wie der Pfarrer Zenetti gesagt hat, er verlangt bei jedem ersten Kind, das getauft wird, im Taufgespräch sagt er den Eltern: ‚Sie müssen während der Taufe sagen, ich werde Sie fragen, vor der Gemeinde, ...‘ Er hat immer in der Gemeinde getauft. ‚Warum [lassen Sie] ... wollen Sie ihr Kind getauft haben?‘ Und da hat er dann so Sachen erzählt, das war großartig. Wie Ausländer ... aber sie haben sich klar gemacht, dass es ihre Entscheidung ist und dass sie dann aber auch etwas tun müssen dafür. Und es war toll. Und da war ... der Kalteyer hat einmal geschildert ... er hatte ein offenes Haus, sein Pfarrhaus war so, dass da nie nur er drin war, sondern er hat Familien mit Kindern, die keine Wohnung hatten, hat er aufgenommen und so weiter. Er hat also ein ganz offenes Pfarrhaus gehabt. Und dann hat er gesagt: ‚Und dann kommen die Leute zu mir und sagen, sie wollen, dass ich ihr Kind taufe und dann sage ich, – Ja, ich sehe hier gerade, sie sind evangelisch.‘ Dann hat er gesagt: „Es hat sich dann herausgebildet, dass wir im Gespräch immer beschlossen haben, dass das Kind in die Konfession hinein getauft wird, wo ein Elternteil am aktivsten dabei ist.‘ Also ganz gleich, ob geboren katholisch oder evangelisch, da wenn es ein Elternteil gab, das religiös interessiert war und war in der anderen Konfession, da ist das Kind in der anderen Konfession getauft worden. Und das fand ich ganz großartig. Und ich habe, also unter meinen vier Kindern ist [...] mein katholischer Sohn, der nicht religiös, gar nicht, interessiert ist. Der hat nie Zugang. Und die anderen alle mehr. Und der ist mit einer evangelischen Frau verheiratet, die evangelischen Religionsunterricht gab. War für uns ganz klar, dass die Kinder evangelisch werden, ja.“ (Hildegard Leonhardt)

Der Marienstatter Abt Thomas Denter (geb. 1936) ordnet das Thema aus seinen Erfahrungen ein: „In dem Sachgebiet, in welchem ich mitgearbeitet hatte, ging es um Taufpastoral, Firmpastoral und Bußpastoral. Da war ich eigentlich mit der Umsetzung der Synodenbeschlüsse sehr zufrieden, weil tatsächlich viele Impulse der Synode relativ rasch in das alltägliche Gemeindeleben übertragen werden konnten. Natürlich gibt es auch da Einschränkungen. Die strittige Frage zum Beispiel, welches das rechte Firmalter ist, wurde nie richtig gelöst. Es gab nur Kompromissvorschläge. Aber immerhin wurde eine sachgemäße Diskussion dieser Frage von der Synode angestoßen und ist weitergegangen. Bei der Taufpastoral ist eine ganze Reihe von Dingen, die in der Synode diskutiert wurden, festgelegt worden. Auch andere Fragen, zum Beispiel wie Wortgottesdienste zu bewerten sind, welche Bedeutung Bußgottesdienste haben und wie das Bußsakrament sich zum Bußgottesdienst verhält, konnten weiter geklärt und in die Praxis der Gemeinden übertragen werden.“ (Thomas Denter)

In der Kommission ging die Tendenz zu einem höheren Firmalter: „Ich wollte es unbedingt damals mit vielen von mir, dass man das Firmalter raufsetzt in das Alter des Mündigseins. Also, wie man auch bürgerlich Mündigkeit erlangt, dass man sagt, also da ab wäre dann auch der Zeitpunkt, wo man die Firmung spenden sollte oder wo der entsprechende Christ oder Christin dann eben sagt, ich möchte die Firmung empfangen, also ein vollkommen freiwilliger Weg. Wir haben dann miteinander überlegt, dass man sagt, gut, es muss in der Pfarrei solche Firmkurse, Vorbereitung auf Firmung für Erwachsene vorbereitet werden. Dasselbe war dann gedacht für Eltern, die ihre Kinder zur Taufe bringen wollen, auch da Vorbereitungskurse, nicht bloß ein Taufgespräch, sondern auch entsprechend Begleitung der Eltern, wenn sie es wünschen natürlich. Und ebenso war das auch gedacht, dass wir eben, zum Beispiel beim Bußsakrament haben wir heftig diskutiert über die Feier, die Bußfeier damals genannt, Bußgottesdienst heißt es heute, aber wir wollten, dass das eine sakramentale Aussage auch hat, auch wenn es nicht unmittelbar die Lossprechungsformel enthält. Und wie weit ist das Sakrament und wie weit ist das nicht Sakrament, da gingen die Meinungen sehr, sehr stark auseinander und gegeneinander, ebenso, wie

gesagt, beim Firmalter, da haben wir uns mächtig ins Zeug gelegt.“
(Georg Beis)

Trotz guter Argumente für ein höheres Firmalter konnte sich die Synode nicht dazu durchringen: „Und von den Kontroversen her, ich weiß da ging es ums Firmalter. Ich habe mich damals ausgesprochen für ein Firmalter mit 16, in dem Alter, wo man meinetwegen den Mopedführerschein machen darf, da kann man sich auch entscheiden für Kirche oder gegen Kirche. Für mich war die Firmung eher so eine Entscheidung, wo ich gesagt habe, ich bekenne Flagge. Und in dem Alter, da fallen ja wesentliche Entscheidungen, die Berufswahl und vielleicht die Partnerwahl und die Religionswahl. Die Religionswahl ist ja nicht eine freiwillige, die ist aufgegeben worden durch die Taufe von den Eltern. Und meine Vorstellung war, dass die jungen Leute sich so zu dieser Kirche bekennen können als Jugendlischer, aber da bin ich natürlich unterlegen, klar. Die Mehrheit war dann der Meinung, wenn man die Kinder nicht firmt mit elf oder zwölf, dann gehen sie der Kirche verloren. Aber die gehen ja sowieso verloren, da müssten wir nach etwas anderem schauen, denke ich.“
(Josef Rehrl)

2.6.2 *Kirche und Arbeiterschaft*

Das Thema, das auf der sechsten Vollversammlung die Gemüter am heftigsten erregte, war das von der SK III vorgelegte Papier zu „Kirche und Arbeiterschaft“. In der entsprechenden Unterkommission „war dann die Betriebsseelsorge vertreten, die KAB war vertreten, Kolping ist nicht gelungen zu integrieren damals, aber sonst, die CAJ war stark vertreten oder jedenfalls wurde in die Beratungen eingeschaltet“ (Edmund Erlemann). Die Formulierungen des Textes verdanken sich aber vor allem der Zusammenarbeit mit den Beratern der Sachkommission:

„Ja, nicht so schön war das dann zu der Zeit mit der Beschlussvorlage ‚Kirche in der Arbeitnehmerschaft‘. Das hat die Sachkommission inzwischen fertiggestellt. Das war aber, um es freundlich zu sagen, Mist. Das war uns nicht gelungen. Also das war so ein Mischmasch von gesellschaftspolitischen und pastoralen Äußerungen. Wir hatten einfach nicht, da war kein Biss drin. Also es war nichts. Die

Zentralkommission, ich sehe mich noch da sitzen in der Zentralkommission als Würstchen gegenüber all den großen erlauchten Katholiken, die da saßen, und Katholikinnen. Und dann sagte der Döpfner schließlich: Also könnt ihr nicht gucken, dass ihr das nicht noch mal überarbeitet. Und dann sagte Ludwig Bertsch zu mir: Warum fragen Sie nicht den Nell-Breuning? Der hat doch nun wirklich darin war zu sagen. Da habe ich gesagt: Ja, das mache ich sofort. Das war mein gefürchteter Lehrer aus Sankt Georgen. Pater von Nell-Breuning, der Nestor der katholischen Soziallehre und großer Berater der Bundesregierung. Ich war noch bei seinem hundertsten Geburtstag, wo der Bundespräsident einflog nach Sankt Georgen mit dem Hubschrauber mit ihm drin, das Großkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland umhängte. Und der Nell sagte, als die Kollegen ihn fragten: Wer soll denn neben Ihnen sitzen? Dann sagte er: Lassen Sie den Erlemann neben mir sitzen, der ist mir noch der Liebste. [...] Der war unheimlich scharf in den Examina, die wir ja dauernd ablegen mussten. Und wenn der sagte: Jetzt geht aber alles durcheinander, dann wusste man schon Bescheid, fünf, noch mal wiederkommen. Und der war ja, es gibt wunderbare neuere Literatur, wo alle die Geschichten seines Lebens so gesammelt worden sind. Da habe ich auch mitgearbeitet. Da ist ja so viel drüber zu sagen, aber der war immer total, also ohne jede einladende Geste gegenüber seinen Schülern. Wenn man da hinkam, wir wohnten ja in Sankt Georgen: Herein. Sie können sich setzen. Und Ihre Frage? Der saß immer und klimperte mit der Schreibmaschine, mit der er einem Ondit zufolge die Enzyklika Quadragesimo anno getippt hat. Und da saß er immer und guckte soeben auf. Und wenn man dann seine Frage gestellt hatte, dann sagte er: Jetzt haben Sie ja Ihre Frage gestellt, dann können Sie wieder gehen. Also so kannte ich den und der hat deshalb nie Jünger gehabt. Aber ich sage jetzt mal im Vorgriff, nach der Synode bin ich dessen Freund geworden. Ja, ich habe einen wunderbaren Briefwechsel mit Briefen bis fast zuletzt, bis zu seinem Tod, der ist ja 101 geworden. Und darin zeigt sich eine so tolle Seele, wenn man so sagt. Also ein wunderbarer Mensch, der sich zeitlebens eigentlich nie so öffnen konnte. Und in diesen letzten Jahren nach der Synode war der also sehr sehr, ja richtig zart. Ja, also der Ludwig Bertsch sagte, gehen Sie doch zum

Nell. Ich bin zum Nell und dann sagte er: Warum sind Sie nicht schon längst gekommen? [...] Aber dann begann eine wunderbare Zeit. Der Nell hat ja den Beschluss ‚Kirche und Arbeiterschaft‘ wesentlich geprägt, den ganzen ersten Teil. Also die Überschrift dieses ersten Teiles ist im Intercity zwischen Würzburg und Köln entstanden. Wir standen auf der Plattform und überlegten, wie wir das nennen können. Und dann hatten wir es auf einmal: Ein fortwirkender Skandal. Die Trennung zwischen Kirche und Arbeiterschaft. Ein fortwirkender Skandal. Also wir sind zunächst mal von der Arbeitnehmerschaft weg auf die Arbeiterschaft als soziologische Gruppe, die man damals noch so bezeichnen konnte, 1973, 74. Und dieser erste Teil hat die Differenz, also die Distanz zwischen Kirche und Arbeiterschaft schonungslos offengelegt. [...] Und der zweite Teil, da war dann der Verfasser wesentlich der Josef Oelinger, der hier bei der katholischen Sozialstelle in Mönchengladbach angestellt war, also Bischofskonferenz. Und der dritte Teil war stark geprägt von, ja das war Roman Bleistein, der hat aber mehr im Jugendbeschluss mitgearbeitet. Also den dritten Teil haben wir eigentlich wesentlich zusammen getragen. Da hat der Nell auch mitgeholfen und ich bin dann zur CAJ gegangen und habe von denen einen Text erbeten. Und so ist der dritte Teil, der pastorale Teil dann zusammengekommen.“ (Edmund Erlemann)

2.6.3 Ordensvorlage

Die zweite Vorlage zu den Orden und geistlichen Gemeinschaften wurde von der Benediktinerin Corona Bamberg präsentiert. In ihrem Bericht zeichnet sie ziemlich genau die Diskussionen dazu nach:

„Und da habe ich mich dann gemeldet. Ich habe Angst gehabt, dass die Orden nicht mehr durchkommen und habe eine Intervention gewagt und habe gesagt: Die Orden sind Kirche. Der Synode geht es um die Erneuerung der deutschen Kirche in Fortschreibung des Konzils. Und deswegen gehören die Orden auf die Traktandenliste, denn eine Ehe ist ein Bild der Kirche, eine Gemeinde ist ein Bild der Kirche. Und dann habe ich so einige noch aufgezählt, aber auch eine Ordensgemeinschaft ist ein Bild der Kirche und deswegen gehört die Ordensgemeinschaft unbedingt auf diese Traktandenliste.“

Und da habe ich Beifall gekriegt und sie ist draufgekommen. Und dann hat mir P. Semmelroth gesagt: Das haben Sie ausgezeichnet gemacht. Und da bin ich also bis auf mein Lebensende, dass der mir das gesagt hat, denn das war ein bedeutender Dogmatiker. Also das hat mich gefreut, aber es gab da noch eine Sache: Mich hat das so geärgert, dass meine Mitschwestern den Mund gehalten haben, die haben sich kaum gemeldet. Ob die das nicht gekonnt haben oder nicht gewollt haben oder nicht getraut haben, das weiß ich nicht, aber jedenfalls habe ich mich umso mehr dann gemeldet, vielleicht ein bisschen zu viel. Und Rahner, der schreibt dann eben: Zu den wichtigsten Ereignissen unseres deutschen Vaterlandes gehört die Synode, weil sie, weil es ihr um die Kirche geht. Und das ist eben die Fortschreibung des Konzils. Und die Kirche muss das Zeichen sein, dass Gott, nein die Orden müssen ein Zeichen sein, dass Gott lebt, dass es eine Ewigkeit gibt, dass es Gnade gibt, dass alle vordergründigen Wirklichkeiten dieser Welt eine tiefere radikalere Bedeutung eben von Gott her und auf ihn haben. Die Kirche muss mit anderen Worten das Sakrament des Heiles für die Welt sein. Dieser Welt dienen, sie aber auch wirklich im Namen Gottes anfordern in ihr eigenes und letztgültiges Heil hinein; und in diesem Sakrament, das die Kirche ist, da haben die Orden durchaus eine unersetzliche Funktion. Und dann sagt er: Es kann sein, dass sie in Zukunft andere Formen annehmen, aber die Bedeutung, seine Bedeutung wird das Ordensleben behalten. Also das ist ein großartiger Artikel⁴⁵. Den hat er vor der Synode geschrieben. Und so in dem Stil ungefähr, wenn ich das gekonnt hätte, wollte ich auch meine Intervention schreiben. Und da bringt er dann zum Schluss einige Träume eines Geistes für die Zukunft und das war Rahner. Wenn er gesprochen hat, es wurde dann gesagt, so dass man es auch im Dom, im Kreuzgang hörte, in der Cafébar, da wurde die plötzlich ganz leer und die Leute sind in die Halle reingeströmt und der Rahner hat gesprochen. Der war immer hörensenswert, also das war schon ein Phänomen, das war wirklich ein Phänomen. [...] Da haben wir also dann diese Si-

⁴⁵ Vgl. RAHNER, Karl, *Synode und Orden*, in: Rahner, Karl, *Sämtliche Werke. Band 25: Erneuerung des Ordenslebens. Zeugnis für Kirche und Welt. Bearbeitet von Andreas R. Batlogg*, Freiburg 2008, S. 441–447.

tuation vor uns gehabt: Eine Synode, die nur zum geringen Teil Interesse hatte an den Orden. Das kann man wirklich so sagen. Und wir mussten sehen, wie wir da mit unserer Sprache, mit unserem Ansatz, mit unseren Hinterfragungen auf die Wellenlänge der Synodalen gekommen sind, das war schwer. Dann haben wir zunächst mal einen theologischen Teil gebracht, der Plate hat das gut wiedergegeben inhaltlich⁴⁶, da ging es, das muss ich Ihnen nicht im einzelnen vortragen, glaube ich, weil man es nachlesen kann, einen theologischen Teil, in dem im Wesentlichen das aufgegriffen wird, was Rahner gesagt hat, dass die Orden eben Zeichen sind für das in Jesus Christus angebrochene endgültige Heil und dass da eine große Kluft ist zwischen dem Anspruch und der Realität, dass die Orden dem nie nachkommen können, dass wir aber alle Versager sind durch die Bank und das wir alle mit Barmherzigkeit miteinander umgehen müssen und so weiter. Und dann kamen die konkreten ... Das steht da alles drin. Die konkreten Anwendungen, was hilft, dass dieser Grundauftrag, wie wir es genannt haben, dass der in die Realität umgesetzt werden kann. Da wird dann genannt: Grundauftrag als geistlicher Dienst, das heißt, wir müssen ein Leben führen, von dem man glaubt, dass es für Gott ist. Dann die Notwendigkeit des Zweckfreien, die Einheit von Grundauftrag und konkreten Diensten in Kirche und Gesellschaft, darum ging es vor allem, dass man sich öffnet für die Kirche und die Gesellschaft, überhaupt das, was man Welt nennt, dass wir also nicht eine gruppenegoistische Sache da vortragen wollen und sagen: Auf uns kommt es an, schaut auf uns her, wir sind die eigentlichen Christen. Aber das war gar nicht leicht, das Besondere der Orden zu dem Allgemeinen des Christseins in Beziehung zu setzen. Und da war eben dann der Begriff des Zeichens so wichtig, dass wir als Gruppe, was man als einzelner eben nicht kann, da kann man nicht ein Zeichen sein, bis zu einem gewissen Grad schon Vorbild und Zeuge, aber die eigentliche Zeichenhaftigkeit der Orden geschieht durch ihre Gruppenexistenz. Es wird immer wieder betont in der Vorlage, dass das ein Versuch ist und dass das immer weit zurück bleibt hinter dem Anspruch. Und dann die Vor-

⁴⁶ Vgl. PLATE, Manfred, *Das deutsche Konzil. Die Würzburger Synode. Bericht und Deutung*, Freiburg 1976, S. 199–208.

rangigkeit der Sorge um Arme, Kranke, Benachteiligte und neue Aufbrüche im Geist, also dass man sich öffnet für neue Formen, dass man den Mut und die Pflicht hat zu Experimenten und dass man mitten im Gottesvolk seinen Platz hat. Und das war wichtig gerade für die Synode, dass wir es immer wieder betont haben: Wir sind nicht für uns da. Das ist auch verstanden worden. Und das war überhaupt doch dann eine Ermutigung auch für uns, die wir wirklich redlich uns bemüht haben, dass man merken konnte, langsam wächst ein Verständnis. Und das ging bis Doktor Bayerlein, der war ja Laie, der war zuerst gar nicht begeistert von der Vorlage. Er sagte: die ist zu düster und zu pessimistisch und die ist zu elitär. Und vielleicht darf ich Ihnen das doch mal sagen, was er in der zweiten Lesung dann gesagt hat. Er hat gesagt, er stellt jetzt die Freude fest in dem Dokument und die Verdeutlichung des Grundauftrags in Fortschreibung des Konzils und die Verständlichmachung der Zeichenhaftigkeit, die nicht mehr, das ist wörtlich, als eine demonstrative Selbsteinschätzung, die dann leicht elitär missverstanden wird, verstanden werden kann, sondern sie versteht vielmehr sich im Sinne der Feststellung einer objektiven Wirklichkeit. Das war sehr wichtig. Und dann sagte er: Ich meine, damit wird die Differenzierung zwischen Anspruch und Auftrag auf der einen Seite und der Realisierung im konkreten Leben auf der anderen Seite nicht mehr das Versagen speziell von Ordensleuten, sondern es ist eben das Versagen, das uns alle trifft, das allgemein menschliche, allgemein christliche Versagen. Das müsste noch viel mehr bewusst gemacht werden, nicht nur in der Synodenaula, sondern auch anders wo. Es kam ja dann auch der Einwurf von Karl Rahner, dass wir nicht nur eine Kirche der Sünder sind, sondern eine sündige Kirche. Das hat er verteidigt: Nein, ich bleibe dabei, die Kirche selbst ist sündig. Sie ist heilig, aber sie ist auch sündig. Und das gab viel Widerspruch, aber er hat sich durchgesetzt. Das meinte er auch, das müsste noch viel mehr bewusst gemacht werden. Ich glaube, gerade dadurch wäre diese Vorlage ein entscheidender Beitrag, das Gemeinsame im Besonderen zu erkennen und damit mehr Verständnis für das Besondere zu haben. Das Besondere, das die Laien in ihrer Weise der Berufung zu leben haben, und das Besondere, das die Ordensleute in dieser Weise haben. Also das finde ich ganz wichtig, dass das ein

Staatsanwalt, ein Laie so sagt, der vorher eigentlich ganz pessimistisch der Vorlage gegenüber war. So hoffe ich sehr, dass diese Vorlage nicht nur etwas für Konventskapitel ist, im übrigen aber schubladisiert wird, sondern dass man sich ganz konkret auch an Einkehrtagen, an denen Laien teilnehmen, einmal das Kapitel Grundauftrag vornimmt, wenn das geschähe, könnte die Vorlage zur Vitalität der Kirche etwas Entscheidendes beitragen. Das war eine ausgezeichnete Intervention. Und auch Walter Kasper hat sich geäußert und dann ging es noch mal um die Zeichenhaftigkeit, die verstanden worden ist, eben im Sinne von elitär und wie vorher karikiert. Und dann sagte er: Ich muss fragen, ob Sie noch nie etwas von Sakrament gehört haben. Leider habe ich dieses Wortprotokoll nicht mehr gefunden. Das ist eine ausgezeichnete, auch theologisch ausgezeichnete Wortmeldung⁴⁷. Und die hat uns sehr geholfen, wie er dann sagte, diese Einheit von Gottes- und Nächstenliebe, darum geht es ja bei diesen Zeichen. Und natürlich wird die immer nur stückhaft verwirklicht, aber man versucht es immer wieder und dieser Versuch ist alles wert. Das war großartig. Ja, also das waren solche Höhepunkte, die wirklich wert waren, dass man sie nicht vergisst. Und Weihbischof Kampe hat das Schwinden der Orden ein Warnzeichen genannt, dass das innere Leben der Kirche bedroht ist ebenso wie immer auch umgekehrt ein geistiger Aufbruch sich im Bereich des Ordenslebens auswirkt. Nehmen wir also dieses Papier ernst. Das war schön, die hatte schon ihr Niveau, diese Debatte, das muss man schon sagen. Ich war beim zweiten Mal dann Berichterstatterin und das war also wirklich für mich auch ein Höhepunkt, wie das aufgenommen worden ist. Also es wurde auch sehr, fast einmütig angenommen, der Beschluss. Und der Kardinal Döpfner hat mich auch noch selber gelobt und hat gesagt, es wäre einer der besten Beschlüsse, die die Synode gebracht hat. Also er war mir sehr dankbar.

⁴⁷ Siehe Prot.VI, 169: „Viele Ordensleute fragen: Warum überhaupt noch? Die Vorlage antwortet darauf mit dem Begriff des Zeichens. Wer nun sagt: Das ist doch keine theologische, sondern eine soziologische Kategorie, den muß man fragen, ob er schon einmal etwas von Sakramenten gehört hat. Sakramente sind nämlich Zeichen, und zwar wirksame, erfüllte Zeichen. Die Kirche insgesamt wird durch das Konzil als sakramentales Zeichen für die Welt gedeutet. Zeichen ist eine der allerfundamentalsten theologischen Kategorien.“

Es ging ihm natürlich auch drum, dass er die Orden etwas in den Vordergrund geschoben hat, weil sie eben doch zu Unrecht, vielleicht auch aus eigener Schuld im Hintergrund stehen. Und es wurde auch über die Nachwuchskrise gesprochen, genauso wie bei den Priestern, es wurde gesagt: Das einzige Mittel ist, dass wir unsere Berufung leben. Wir können nicht werben und sagen: Schaut uns an. Das hilft nicht. Sondern wir müssen das sein, was wir sein wollen. Also das war für uns, für die Ordensleute, eine wirkliche Besinnung auf das Wesentliche. Ja, da könnte ich, da habe ich noch Döpfner: „Ich schließe mich der Freude über das glücklich vollendete Werk an und darf auch meinerseits den Dank an die Kommission zurückgeben, die Hoffnung, die mehrfach, gerade auch von Schwester Corona Bamberg ausgesprochen wurde, kann ich auch noch einmal wiederholen, dass gerade von diesem Dokument unsere Synode nicht nur für unsere Orden und geistigen Gemeinschaften, sondern für die ganze Kirche ein wirksamer Anstoß ausgehe“⁴⁸.“ (Corona Bamberg)

2.7 Die siebte Vollversammlung (Mai 1975)

2.7.1 Unsere Hoffnung

In der siebten Vollversammlung wurde das Papier „Unsere Hoffnung“ diskutiert und mit großer Mehrheit in erster Lesung angenommen. „Er stand natürlich rein zeitlich nicht am Anfang, der kam auch im Laufe der Synode erst zu Beschluss. Also insofern konnte er die anderen Texte gar nicht so direkt beeinflussen.“ (Walter Kasper). Es ist „das große Glaubenspapier, der letzte Synodenbeschluss, der ja weit um sich griff auch in Randfragen des Glaubens, Fragen, in denen auch außerhalb der Kirche Glaube relevant wird“ (Bernhard Servatius).

Wegen des Autors der Vorlage schloss sich Dieter Simmeth der SK I an: „Und dann war es so, ich bin dann Mitglied der Sachkommission I geworden und das war also mein ganz großer Wunsch und zwar einfach deswegen, weil [...] ein Vorbild für Theologie war da

⁴⁸ Prot.VI, 191.

drin: Johann Baptist Metz. Das war für mich, schon während meines Studiums, Johann Baptist Metz, das ist Theologie. Und der war da drin und von daher hab ich Johann Baptist Metz kennengelernt und das war also für mich wirklich ein ganz großes Erlebnis, den Mann kennenzulernen und auch kennenzulernen, wie er arbeitet, wie er denkt und der dann dieses Hoffnungspapier dann ja wesentlich geprägt hat, geschrieben hat. Was mich einfach begeistert hat, neben den theologischen Gedanken, ich bin ja Germanist, und das war seine Sprache. Johann Baptist Metz hatte ja eine Sprache, die war also vergleichbar eigentlich nur mit Fridolin Stier. Also noch, also so kräftig und so unkonventionell die Sprache allein und das hat mich sehr gereizt. Und deswegen war das für mich ein ganz großes Erlebnis diesen Johann Baptist Metz hier so unmittelbar kennenzulernen. Und deswegen ist also, von der Synode weiß ich am ehesten eigentlich noch über diese Vorlage damals noch oder den Beschluss des Hoffnungspapiers. Das hat für mich heute noch eine ganz große Bedeutung.“ (Dieter Simmeth)

Doch mit einem theologischen Grundsatztext tat sich die Sachkommission sehr schwer. Die Diskrepanz zwischen dem offiziellen Glauben der Kirche und der subjektiven Rezeption durch die Gläubigen wurde immer deutlicher sichtbar: „Man wollte schon irgendetwas Bekenntnishafte, glaube ich, machen und eine Antwort auf diese, damals sich schon als säkularisierend deutlich erkennbare Situation geben. Das war auch in den, die Synodenumfragen ließen ja schon erkennen, dass, sagen wir mal, die Meinungen der Christen, der katholischen Christen, und zwar bis in die Kerngruppen rein, keineswegs mit den offiziellen Auffassungen so sehr übereinstimmten. Also auf einen einfachen, vielleicht etwas zu einfachen Nenner gebracht, habe ich gesagt, das können Sie dann hintendran noch nachlesen, war so, die Kirche ist gut dafür da, dass sie für die Öffentlichkeit da ist, wir brauchen die Kirche, aber die Verbindlichkeit für mich selbst ist bescheiden.“ (Franz-Xaver Kaufmann)

Der Versuch, dieser Großwetterlage durch eine Vorlage mit dem Titel „Unsere Hoffnung. Vom Versuch, heute Kirche zu sein“ Rechnung zu tragen, wie die SK I im Frühjahr 1972 beschlossen hatte, scheiterte. „Ja, man hatte einfach noch nicht, man hatte keinen zündenden Gedanken, also wie soll ich mal sagen, man hatte viele Argu-

mente, aber eben nichts, was sozusagen das Ganze in eine bestimmte Richtung zog. Und dann meine ich jetzt mich zu erinnern an diese Diskussion, an die Stimmung in dieser Diskussion, wo man plötzlich sagte: Ja, ja, in die Richtung muss es gehen. Und dann bekam der Metz eben den Auftrag und den hat der dann wirklich fleißig ausgefüllt und kam dann wahrscheinlich zur nächsten Sitzung schon mit einem ausgearbeiteten Entwurf, der sehr positive Aufnahme fand“ (Franz-Xaver Kaufmann).

So wurde der Münsteraner Fundamentaltheologe Johann Baptist Metz (geb. 1928) als Berater der Sachkommission I im Frühjahr 1973 mit dem Entwurf beauftragt. Seine Berufung war nicht unumstritten: „Es gab schon Fragen, auch die Bestellung von Metz als Berater der Sachkommission I, das war schon, da gab es immer Gegenstimmen, ja, da gab es gegen diese Theologie gab es immer Ablehnung auch aus der Bischofskonferenz, aber auch von konservativen Laien“ (Franz Hamburger). „Es war immer so der leise Verdacht: Aus welcher Ecke kommt der? Ist da nicht Theologie der Befreiung zu sehr mit im Spiel oder angedeutet?“ (Franz Grave).

Am 08. Mai 1975 stellte Metz, „der das Sprachfeeling hat“ (Thomas Denter), selbst die Vorlage „Unsere Hoffnung“ vor, „ein sehr dynamischer und ein sehr guter Text, [...] ein ansehnlicher und ein spirituell hoch interessanter und wichtiger Text“ (Franz Grave). Der Text war in enger Zusammenarbeit mit dem Münsteraner Studentenpfarrer Hans Werners (1914–1995) entstanden: „Es wurde zwar immer gesagt, die Sprache sei unverständlich, aber das ist nun auch Metz und Werners auch. Ohne Werners wäre der Metz nie zu Pötte gekommen. Also Werners war da wirklich, wie nennt man das, Mäeutik, eine Hebamme. Metz braucht da immer jemanden, der ihm da sozusagen das Baby entreißt.“ (Marita Estor) In der Kommission selbst hatte es ein Ringen mit Robert Spaemann (geb. 1927) gegeben. „Und Metz und Spaemann, das war eigentlich ganz schön zusammen, weil beide brennende Menschen gewesen sind, die aber, sagen wir mal, politisch sehr unterschiedlich standen. Und da haben wir das gemacht und dann hat die Kommission als Ganze hat dann gar nicht mehr viel dran geändert und dann ging es dann eben in die, ins Plenum und wurde dort ja auch mit großem Respekt, wenn nicht zu sagen Begeisterung angenommen sogar, also ohne große

Widerstände ging das dann. Da gab es so einige Formulierungen, an denen man sich gestoßen hat, aber die wir dann, glaube ich durchgebracht haben, halt diese schöne Formulierung: ‚Das Christentum ist nicht indifferent gegenüber den Welthandelspreisen.‘ Ja, schöne Formulierung. Und es war eben auch ein Text, der rhetorisch hervorragend war.“ (Franz-Xaver Kaufmann)

Die Debatte selbst wurde zum Teil kontrovers geführt: „Und eine andere sehr heiße Debatte, allerdings sehr engagierte auch, sehr tiefe, das war, das müsste man vielleicht nehmen, bei der Vorlage, die ja einen ganz anderen Stil hatte, nämlich dieses Papier über die Hoffnung, nicht, was dann zum Entwurf der Prof. Metz gemacht hatte, einen sehr sensiblen, guten Text, nicht, aber wo natürlich wahnsinnig schwierig war, jetzt darüber nun eine Diskussion in der Vollversammlung zu führen, nicht? Ich meine, ich merkte auch, wie der Metz selber also fast nervös wurde, wenn dann sehr nüchterne Leute auf einmal sagten, an der und der Stelle, da müsste es eigentlich ein bisschen anders, warum, weil natürlich auch viel, was ich vorhin nannte, von dem Utopischen zumindest da hineinklang, nicht? Da ging es manchmal sehr, sehr, also dass dann auch Einzelne sagten, ja dürfen wir da überhaupt noch darüber abstimmen oder können wir nur hiniederfallen und anbeten, also so scherzhaft.“ (Gerhard Dicke)

Als Relator der Bischofskonferenz wurde der erst acht Wochen vorher zum Bischof geweihte Paderborner Weihbischof Paul-Werner Scheele (geb. 1928) bestimmt: „Und es war zum Beispiel eine Frage, die länger diskutiert wurde, kann man denn jetzt sagen: Glaubensbekenntnis. Da hatten manche wieder die Sorge, ein Glaubensbekenntnis, das wird dann auf einmal anstelle des Apostolischen oder des Großen Glaubensbekenntnisses der Kirche gesetzt und sozusagen ein neues Bekenntnis, und das andere wird dann ausgeklammert. Es gab ja auch damals in der Theologie eine intensive Diskussion über Kurzformeln des Glaubens, nicht, mit der Intention Formulierungen zu finden, die auch einem einfachen oder normalen Menschen einleuchten und auf neue Weise kundtun, um was es im Glauben geht. Das war also eine Sache, da waren einige sehr sensibel. Wir müssen, wenn es um den Glauben geht, ganz verantwortlich handeln und das muss hundertprozentig richtig sein. Es gab also auch schon in der Kommission I, die diesen Grundtext zu bearbei-

ten, zu erstellen und zu redigieren hatte, eine intensive Diskussion. In der Bischofskonferenz natürlich auch, das wurde auch da in Honnef schon diskutiert, so dass man auch die unterschiedlichen Positionen kennenlernen konnte, und da wusste man schon, ganz leicht wird das nicht sein, im Namen aller zu sprechen. Aber gut, mir wurde das übertragen und da wollte ich auch nicht mich drücken.“ (Paul-Werner Scheele)

Scheele erinnert sich an die Vorbereitung auf diese Rede und die Resonanz auf das Papier. Als der Neu-Synodale „dann in der Synodenaula war, war ich der Allererste, der zu reden hatte. Ich konnte also gar nicht erst mal gucken, wie machen denn die anderen das, und dann hab ich unter anderem gesagt, die Synode würde wahrscheinlich denken, die Bischofskonferenz handle genauso wie Dekanatskonferenzen, wenn da ein Neuer reinkommt, kriegt gleich eine Aufgabe aufs Auge gedrückt. Aber die Bischofskonferenz wäre nicht so, die hätte wahrscheinlich gedacht, Hoffnung hat etwas mit Jugend zu tun und dann soll der das machen. Also das Protokoll hat dann mehrfach Heiterkeit auch protokolliert. Aber jedenfalls, ich für mich war das ja, ich sagte, einer, der noch keine Erfahrung im synodalen Wohlverhalten hat, ich muss jetzt hier reden, gut. Das war in der Tat mutig und von der Konferenz, sie hätten ja irgendeinen viri probati aus ihrem Kreis nehmen können, aber vorgedrängt hat sich auch keiner da und dann kam es halt auf den, ja, der ist ja Professor gewesen und dann lass den das mal machen. Zu der Aufgabe gehört auch, dass ich Kontakt vor allem mit dem Hauptautor Johann Baptist Metz aufnahm. Ich war damals auch Direktor des Möhler-Institutes inzwischen geworden nach meiner Universitätszeit und, das ist das Ökumenische Institut, das Kardinal Jaeger gegründet hat, das war das erste dieser Art in Deutschland. Und dann haben wir einen Termin vereinbart und ich konnte ihm versichern, dass ich sehr dankbar bin für den Text, da ich ihn für sehr wichtig und hilfreich halte. Also ich konnte einen grundpositiven Eindruck ihm vermitteln, das war ja auch nicht selbstverständlich, denn es wurde ja von Verschiedenen kontrovers diskutiert, und da konnte man denken, ja, die Bischofskonferenz ist doch für diese schönen modernen Formulierungen gar nicht aufnahmefähig oder ist zu kritisch. Also ich konnte ihm das so sagen. Wir sind im Übrigen ein Jahrgang auch,

also Herr Professor und ich, das macht auch was aus, wenn man sozusagen auf Augenhöhe da verbunden ist. Ich hatte auch wie er lange Zeit Fundamentaltheologie gelesen, später Dogmatik und konnte natürlich auch ihm einige Wünsche noch sagen. Es ist immer besser, wenn man solche Sachen vor der Debatte bringt, und das, ja, da will ich jetzt nicht sagen, wie weit er rezeptionsfähig war. Aber jedenfalls war es aus meiner Sicht ein gutes Gespräch und er konnte wissen, der Sprecher der Bischofskonferenz wird positiv das einführen und beurteilen. Das war durchaus nicht selbstverständlich, als ... Kurz vorm Synodenbeginn hat ein großes Sonntagsblatt einer großen Diözese einen langen Artikel gehabt: Wenn die Synode diesen Text annimmt, dann ist es keine christliche Synode mehr, sondern eine marxistische Veranstaltung, und denn da sind so marxistische Ideen drin, und ja, das war immerhin in einer großen Kirchenzeitung zu lesen, und man musste also Stellung beziehen. [...] Man musste dann auch noch Kontakt nehmen mit der Arbeitsgruppe und da kannte ich nun doch durch meine frühere Tätigkeit manchen und mit dem konnte ich auch mal so, hör mal, mach das so und so, sonst muss ich das in der Aula laut sagen und das ist dann weniger hilfreich. Also, mir lag vor allem daran, dass der Bezug zur Gesamtökumene auch einen Ort in dem Text bekam. Denn damals gab es vom Weltrat der Kirchen her, näherhin gesagt von Kommission Faith and Order, also die Kommission, die für Glaubensfragen zuständig ist, ein Projekt ‚Rechenschaft über die Hoffnung‘. Und man hatte alle Kirchen gebeten, ihrerseits zu sagen, wie sie die christliche Rechenschaft über die Hoffnung verstehen. Und da gab es unterschiedliche Texte, sind auch publiziert wurden, und mir lag daran, dass dieses unser Vorhaben in diesen Kontext hineingenommen wurde. Denn wenn man jetzt gar keinen Bezug hergestellt hätte, hätte das in der Ökumene, der nichtkatholischen Ökumene, den Eindruck gehabt, entweder die wissen das nicht oder sie wollen das nicht. Und beides wäre schlecht gewesen, nicht? Wenn man ein so weltweites Projekt nicht kennt und redet da, wer weiß was für ein Thema, und meint nun, auf der Höhe der Zeit zu sein, und weltweit gibt es so ein wichtiges Vorhaben, da sind ja auch die Texte später dann publiziert worden, das wäre schlecht gewesen. Und wenn wir gesagt hätten, wir kümmern uns überhaupt nicht darum, das hätte

den Eindruck erweckt, ja nun, wir Katholiken, wir haben die Wahrheit für uns gepachtet und brauchen die anderen nicht. Also mir lag daran, dass diesen Bezug wenigstens ansatzweise einzubringen. Und das war erst gar nicht so leicht zu meinem Erstaunen, weil ich dachte, das ist doch eigentlich eine so plausible Sache und die kostet auch nicht. Ich hab nicht gesagt, ihr müsst jetzt nicht sagen, von Anfang an haben wir dieses Projekt von Faith and Order aufgenommen, das ist jetzt unser Beitrag, das hätte ja nicht gestimmt. Sondern ich hab so etwa vorgeschlagen, wir wissen uns mit unserem Vorhaben verbunden mit dem Vorhaben des Weltrates der Kirchen und das kostete keinen Pfennig Geld und das konnte und sollte man sagen, ist ja auch dann geschehen. Es war ja auch sonst noch in der Synode anderes ökumenisches Thema, nicht, gab ja eine Arbeitsgruppe rein über Ökumene und dann die Gottesdienstarbeitsgruppe hat ja schwierige Fragen der Interkommunion zu behandeln und es gab also auch in anderen Texten immer ökumenische Elemente oder ökumenische Aufgaben. Ja, ich habe dann, wie gesagt, als erster Redner den Text für die Bischofskonferenz vorgeschlagen. Die Bischofskonferenz hat sich auch mit meinen Ausgaben einverstanden gezeigt und dann ging die Diskussion so weiter und weiter, natürlich dann im Gespräch mit jenem und jenem, und diese Gespräche waren ja dann besonders wichtig und da konnte man auch argumentieren, man musste nicht alles erst in der Aula ausbreiten. Und ich hab dann in meinem Votum auch gesagt, dass ich gerade auch das Zeugnis der Synode über unseren Glauben, der ja immer auch Hoffnung ist und Hoffnung ist immer auch Glauben, dass gerade für unsere Mitmenschen in Deutschland der allerwichtigste Text sei. Es muss Strukturdebatten geben und Auskünfte über dies und jenes, aber am wichtigsten ist, dass wir Christen ein gemeinsames Zeugnis von dem ist, was uns bewegt und was wir für lebensentscheidend halten. Und das war eben die Aufgabe dieses Textes und deswegen muss man alles tun, dass er optimal jetzt verabschiedet wird. Und ich hab auch begrüßt, dass der Bezug des Glaubens auf die heutige Situation oder unsere Situation in Deutschland und in der Welt ein bestimmendes, formendes Element war. Und das ist ja auch dann gut gelungen, nicht, Bezüge zu Herausforderungen sind ja ein richtiger Abschnitt in dem endgültigen Text.“ (Paul-Werner Scheele)

Einige Highlights aus der Diskussion werden von den Synodalen besonders erwähnt. Kritisiert wurde die besondere Sprachgestalt von „Unsere Hoffnung“. Der Rottenburger Bischof Georg Moser (1923–1988) „sagte, die Sprache ist zu hoch, die versteht keiner. Selbst der Versuch, ja, Theologie einzudeutschen, wurde wiederum von einigen als Hochsprache, als zu akademisch gedeutet, die also für das breite Publikum auch wiederum nicht geeignet schien.“ (Karl R. Höller). Hugo Staudinger (1921–2004), Direktor des Instituts für wissenschaftliche Grundlagenforschung an der Universität Paderborn, steuerte bei, „was ihm fehlte an diesem Text, sei die praktische Anwendung, dass man jetzt nun irgendetwas machte oder beschloss, machen zu lassen, was aus diesen hohen Gedanken hervorginge, und dann hatte er gesagt, wie wäre es denn, wenn wir uns dazu verstünden und beschlossen hier, dass keiner sterben soll, ohne dass ihm einer aus der Gemeinde zur Seite steht. Das hat dann heftigen Widerstand ausgelöst“ (Joachim Dikow). „Unsere Hoffnung“ war ein Papier, das „ja weit um sich griff auch in Randfragen des Glaubens, Fragen, in denen auch außerhalb der Kirche Glaube relevant wird. Da ist zum Beispiel mal eine Eingabe gemacht worden, dass wir unser Verhältnis zu den Juden anders beleuchten müssten. Sie wissen dass das Zweite Vaticanum einiges zum Verhältnis der Kirche zu den Juden gesagt hat. Hierzu wurde ein Antrag gestellt mit dem Petitum, die deutsche Kirche müsse mehr sagen, aufgrund unserer Vergangenheit und die besondere Verantwortung der Deutschen wegen des Unrechtes, das nicht von allen Deutschen, aber doch im deutschen Namen verübt wurde. Dabei ist von Kollektivschuld auch bei uns nicht die Rede gewesen, sondern von der kollektiven Verantwortung für das, was da im deutschen Namen ange richtet wurde. Dagegen wurde eingewandt, das ist eine politische Frage. Wir haben damals gesagt: Mitnichten. Für uns Deutsche, auch für die deutschen Katholiken ist es weit mehr als eine politische Frage. Das ist auch eine Frage der Moral, ja des Glaubens.“ (Bernhard Servatius)

Als eine der letzten Synodalen in der Generaldebatte meldete sich Corona Bamberg zu Wort, die ebenfalls die Vorlage kritisierte: „Und Rahner stand auch ganz hinter dem Papier und hat mir auch übel genommen, dass ich was dagegen gesagt habe. Wir kannten uns,

aber ich will das noch eben erzählen. Also ich habe einmal was gesagt, da wurde aber nicht drauf eingegangen, dass ich, das habe ich sehr höflich eigentlich gesagt, dass ich wünschte, es wäre in dem an sich eigentlich sehr beachtlichen Papier über die Hoffnung, ich habe schon gelobt, da wäre mir die Kirche doch etwas zu negativ gesehen. Ich fände, dass die Kirche eben doch auch die heilige Kirche ist, und ich wünschte mir, dass dort so einiges eben doch aufgebessert würde. Also da wurde Beifall gegeben, aber es ist keiner drauf eingegangen. Aber dann habe ich gesagt, da ging es bei Metz um Wege der Nachfolge. Und dann hatte er erstens mal die Freude, den Weg der Freude, dann zweitens der Armut und dann war es der Weg der Freiheit. Und das vierte weiß ich jetzt nicht mehr. Und bei der Freiheit, da steht in dem Papier, dass wir da immer noch unter dem Einfluss der Aufklärung stehen und dass das unterscheidend Christliche eigentlich nicht ins Wort kommt. Bei dem Weg der Armut wurde aber die Ehelosigkeit genannt, das wäre der Weg der Armut und da habe ich mich gewehrt. Und da habe ich gesagt: Das kommt mir, die ich diesen Weg ja auch zu gehen versuche, zu negativ vor. Die Ehelosigkeit ist für mich ein Weg in die Freiheit. Und das ist das entscheidend Christliche für mich. Und gerade weil man sich frei macht von dem Zwang der irdischen Gesetze und, ich weiß nicht mehr, wie ich es ausgedrückt habe, besser als jetzt, ich habe es ja durchaus schriftlich gemacht: Es gelingt ja nur ein Weg der Ehelosigkeit um des Himmelreiches willen zu leben, wenn man überzeugt ist davon, dass das Himmelreich eine Wirklichkeit ist, die befreit und dass wir im Überschreiten des Vorläufigen eben alles setzen auf das Endgültige, so ähnlich. Und da wurde das Überschreiten kritisiert und es wurde gesagt, das ist eine Verachtung, eine Weltverachtung und so weiter. Und ich habe dann gesagt: Wenn Sie wollen, dann sagen wir Übersteigen, aber es ist doch so, wenn wir diesen Weg wählen, dass wir doch verzichten auf ganz viele Dinge, die hier im Vorläufigen zur Verfügung stehen oder jedenfalls verzichten sollen. Naja und dann habe ich, zweimal habe ich geredet, weil dieses Übersteigen und Überschreiten die Leute geärgert hat, die Vertreter dieses Papiers, und dann habe ich beim zweiten Mal gesagt, da kam der Kasper dann zu mir und, weil ich wartete, da wurde man ja aufgerufen, wenn man sich gemeldet hatte, dass man jetzt dann reden kann

und zwar drei Minuten hatte ich Zeit und alle hatten die Zeit. Und vor mir hat Kamphaus gesprochen, damals Professor und der hat mir die ganze Vorgeschichte dieser Eingabe abgenommen. Und dadurch bin ich frei gewesen für mein eigentliches Anliegen, darüber war ich ihm sehr dankbar. Also das hätte ich ja sonst alles sagen müssen, aber das musste ich ja dann nicht mehr sagen. Und dann habe ich gewartet, bis die Frau Laurien, die war da Moderatorin, mich aufgerufen hat und dann ist der Kasper zu mir gekommen und hat gesagt: Ja, reden Sie nicht? Und ich habe gesagt: Ja, ich warte. Und dann bin ich aufgerufen worden und dann habe ich, dann ist mir das eingefallen und das war schon ein bisschen der Heilige Geist, glaube ich. Ich habe gesagt, für mich war das Papier eben doch etwas eitel, wie der ganze Metz. Und die ganze Sprache war für mich etwas eitel, deshalb habe ich vorhin auch von dem, von der Primadonna was gesagt, also er konnte Kritik ganz schwer vertragen. Und dann habe ich da gesagt: Meine Überzeugung ist Bekenntnis, Bekenntnis beginnt da, wo der Beifall aufhört. Und da habe ich einen riesen Beifall bekommen von der Aula und das war ein solcher Witz auf das Wort Bekenntnis: Verbietaet den Beifall. Ja und dann habe ich das gewonnen. Also es war knapp, aber ich habe es gewonnen. Und dann war ich wirklich, da war ich glücklich.“ (Corona Bamberg)

Insgesamt ist „Unsere Hoffnung“ „– und ich denke auch heute noch – ein lesenswertes Dokument, das schon eine große Glaubenskraft, Hoffnungskraft auch ausstrahlt. Damit wollte man sagen: Wie kann ich den Glauben heute sagen, dass andere auch außerhalb sozusagen mal zumindest zuhören und das ernst nehmen?“ (Walter Kasper). Als „Leittext“ (Walter Kasper) geplant, ist er gleichzeitig bis heute Auftrag für die Kirche in Deutschland: „Dann, was mich am meisten bewegt hat, das war die letzte Vollversammlung mit dem Thema Hoffnung, ‚Unsere Hoffnung‘. Rechenschaft geben von der Hoffnung, die uns geschenkt worden ist, wie es ja in der Schrift heißt. Und das war sozusagen von hinten her, obwohl es der letzte Beschluss war, die Basis für das Ganze: Ohne Hoffnung geht überhaupt nichts. Zeugnis der Hoffnung in unserer Gesellschaft, der erste große Teil, das eine Zeugnis und die vielen Träger der Hoffnung, dann die Wege in die Nachfolge, da bleibe ich geschwind ein

wenig hängen, Wege in den Gehorsam des Kreuzes, Weg in die Armut, Weg in die Freiheit, Weg in die Freude. Mit dem Weg in die Armut ist nicht viel geworden in der Kirche. Dieses Thema ist ihr noch aufgegeben für die Zukunft.“ (Georg Kopp)

2.7.2 *Jugendarbeit*

Eine Reifung hatte die Vorlage über die Jugendarbeit erfahren, die am 08. Mai 1975 verabschiedet wurde. Ihren Hintergrund beschreibt Franz Hamburger: „Und das ist von daher dann tatsächlich so gelaufen, während die Synode war, gab es schon heftige Diskussionen, gab es Rezeptionsprozesse, also ich denke, in der Jugendarbeit, da war noch am meisten Bewegung drin, nicht dass die Vorlage über die Jugendarbeit so übernommen wurde, aber da haben, wie heißt der von Münster, Pastoraltheologen haben da schon etwas hineingearbeitet, sodass die Vorlage über Jugendarbeit, da das personale Angebot, das war schon eine Denkfigur, die in der kirchlichen Jugendarbeit dann schon wirksam wurde und mit der auch gearbeitet wurde. Das waren gewissermaßen Vorstellungen, die reif geworden waren, nicht in der institutionellen Kirche in erster Linie, sondern in der Jugendarbeit. Und diese Vorstellungen haben Eingang gefunden auch, nicht so, wie einige Gruppen das haben wollten, aber sie sind nicht einfach abgewählt worden, weil damals schon klar war, dass die traditionelle Jugendarbeit mit einem Milieu, geschlossenen Milieu, wo aus katholischen Familien wohlherzogene Kinder in die Jugendarbeit kommen usw., dieses Bild war schon unsicher und offen geworden durch die Studentenbewegung vor allem und von daher hat man schon gesehen, dass gerade die Jugendarbeit, die Jugendpastoral auf die persönliche Handlungsfähigkeit der Verantwortlichen der Laien und der Priester angewiesen ist, und dass dieses personale Angebot notwendig ist, weil die Institution nicht mehr überzeugt, sondern nur Personen überzeugen für Kinder und Jugendliche. Das war damals schon in der Synode durchaus diskutiert, dieser Wandel und das war einfach außerhalb, auch in der Pastoral, reif geworden dieser Gedanke.“ (Franz Hamburger)

2.7.3 Ehevorlage

Wie bereits die Diskussion in der fünften Vollversammlung gezeigt hatte, gehörte das Ehepapier zu den umstrittenen Vorlagen. Wie man damit in der zweiten Lesung umgegangen ist, berichtet Roswitha Verhülsdonk:

„Die ist dann, ja, die ist dann problemlos abgelaufen, nachdem also die entsprechenden Vorgespräche waren und die Leute also verbal sich schon geäußert hatten, ja, da bin ich dafür, da bin ich dafür, da haben wir es gar nicht zu einer großen formellen Abstimmung so kommen lassen, sondern haben gesagt, da sind ja wohl alle einverstanden und dann war das so. Und dann wurde das so auch an das Präsidium gegeben. Das haben wir also ganz gut hingekriegt. Und ja und dann kamen wir natürlich auch zu dem Thema, die Kapitel, wo es sich um die Spiritualität der Ehe dreht, da war der Böckle ein Meister auch im Formulieren. Und da gab es auch noch eine Frau aus Würzburg⁴⁹, der Mann, der war da, was war der, der war Pastoralreferent oder so etwas Ähnliches, und sie Mutter von sechs, sieben Kindern und der Mann hat ihr zugearbeitet, die war auch brauchbar im Formulieren. Und dann haben wir immer diskutiert und dann haben einige formuliert, dann haben wir das das nächste Mal vorgelegt. Also gut, die Arbeit lief sehr gut, und als wir dann an das Kapitel verantwortete Elternschaft kamen usw., da sagte ich, da brauchen wir jetzt Hilfe von außen und dann hat der Franz Böckle seinen Freund Prof. Augustinus von Eiff, Bonn, Venusberg Klinik, Chefarzt Innere Medizin, als Berater vorgeschlagen. Wir konnten ja selber entscheiden, von wem wir uns beraten ließen. Der Ratzinger hatte keine Beratung angeboten, aber schriftliche Stellungnahmen, dem haben wir immer wieder Texte geschickt, bekamen dann auch von ihm jeweils, Böckle bekam dann von ihm Anrufe und Ratschläge. Also der hat uns zugearbeitet, ohne formell Berater zu sein. Der von Eiff war formell Berater und der hat also eine wunderbare Arbeit da geleistet und hat denen, die so ganz eng in ihrem Gewissen waren, denen hat er also wirklich goldene Brücken gebaut und hat also überzeugt: Entscheidend ist die Gewissensprüfung über die Fra-

⁴⁹ Helga Strätling-Tölle (geb. 1927).

ge, können wir uns ein weiteres Kind leisten oder nicht. Die Argumente sind entscheidend, die Methodenfrage gehört da nicht in den Beichtstuhl, sondern zum Arzt. Und so etwa haben wir uns auch dann auch ja geäußert und haben uns natürlich auf die Königsteiner Erklärung bezogen. Und jetzt springe ich ein Stück, nämlich zu dem Zeitpunkt zwei, drei Jahre später, wo dieses Synodenpapier gelesen werden sollte, und der Döpfner hatte mir gesteckt, es gäbe in Rom Proteste und Schwierigkeiten gegen dieses Papier, sagte aber nicht, welcher Art die waren, und es sickerte dann in unserer Kommission durch und auch alle redeten darüber und auch in anderen Kommissionen. Und ganz schnell war das Gerücht da, es gibt eine Liste, wo eine ganze Menge Synodalen unterschrieben haben, dass sie das Mandat niederlegen, wenn das Papier nicht gelesen werden darf. Und dann kam die Vollversammlung und vor der Vollversammlung erfuhren wir, dass Rom den englischen Kardinal Wright schicken würde, der dann der Bischofskonferenz einheizte und erklärte, das Ehepapier dürfe nicht als Synodenpapier verabschiedet werden wegen der Äußerungen in der Frage der verantworteten Elternschaft. Und die Wogen gingen hoch und es waren im Handumdrehen 130 Unterschriften von Leuten, die sagten, wenn das heute abgelehnt wird, sind wir weg. Das wäre natürlich der große Skandal gewesen. Und dann hat der Döpfner das Präsidium zur Bischofskonferenz, vor allem die Hanna-Renate Laurien war dabei, in das Kloster, wo die Bischöfe wohnten, eingeladen, und die haben da eine halbe Nacht beraten, denn dann wurde der Böckle noch angerufen und hinzugezogen, der hat dann auch ein paar Mal mit mir telefoniert und mir immer wieder gesagt, es geht um die und die Punkte. Und am Schluss hat jemand, ich weiß nicht wer, den Vorschlag gemacht, wir sagen das, was in dem Zitat der Königsteiner Erklärung drinsteht, nicht mit dem Zitat, sondern in unserer Weise und in unserer Sprache, in unserem Duktus, machen ein Sternchen und schreiben in den Anhang ‚Siehe Königsteiner Erklärung‘, und dann die entsprechende Ziffer. Und das war dann der Kompromissvorschlag. Und dann gab es also von den nordrhein-westfälischen Bischöfen, das war Hengsbach und Höffner und das war auch der Paderborner, gab es noch heftigen Widerstand, aber die süddeutsche Bischofskonferenz, die bayerische vor allem, die ja viel liberaler ist – wir haben ja

in der Kirche den umgekehrten Trend wie in der Politik. In der Politik ist der Norden liberal, der Süden konservativ und in der Kirche ist der Süden nicht konservativ, nicht so konservativ und der Norden war es da, vor allem die ganzen nordrhein-westfälischen Bischöfe. Und ja, dann hieß es dann, es darf gelesen werden und dann kam also die Lesung.“ (Roswitha Verhülsdonk)

Am Ende stand eine denkbar knappe Mehrheit von Zweidrittel plus einer Stimme: „Jaja, also bevor ein Text von der Synode endgültig verabschiedet wurde, musste eine Zwei-Drittel-Mehrheit plus eine Stimme erreicht sein. Und ich weiß noch, wir hatten ja bei uns mit die schwierigste Thematik und dann wurde darüber abgestimmt in der Vollversammlung und wir bekamen genau zwei Drittel und eine Stimme. Und da war natürlich ein großes Hallo in der Vollversammlung, weil ja gerade die Bischöfe sich sehr schwer getan haben mit unserer Thematik. Aber immerhin bei dieser zwei Drittel und einer Stimme mussten ja auch eine ganze Reihe Theologen, also im Amt befindliche, dafür gestimmt haben, sonst wäre es nicht gegangen. Also ich kann mich erinnern, wir hatten den Bischof Volk von Mainz, der war sehr offen für diese Thematik und hat auch manches mitgetragen, was vielleicht andere nicht getragen haben.“ (Hermann Ball)

Es bedurfte eines engagierten Eingreifens Kardinal Döpfners, um diese Zustimmung zu erreichen. Walter Bayerlein, der, obwohl nicht Mitglied der Kommission, an einigen Formulierungen mitgewirkt hatte, erinnert sich an den dramatischen Schluss der Debatte: „Besonders dramatisch in der Kommission für Ehe und Familie, wo ja der Franz Böckle, Moralthologe, der Vorsitzende war, der dann immer versucht hat, Formulierungen zu finden, die noch mit dem kirchlichen Lehramt vereinbar sind ... Und wir hatten natürlich dort eine Menge heiße Eisen, die Geschiedenen Wiederverheirateten, die Sexualmoral und und und. Also da war schon einiges, Empfängnisverhütung, Humanae Vitae. Das geht ja dann auf einen Vorschlag von mir zurück, was jetzt im Beschluss steht, der dann mehrheitsfähig war, wo Döpfner dann sehr glücklich war, dass der von mir kam. Er hat ihn dann unterstützt. Da haben wir uns also die Bälle zugespielt. Ich habe gesagt, man müsste es eigentlich so machen, dass die Vorgaben von Humanae Vitae als objektive Nor-

men von jedem ernsthaften Katholiken in Erwägung gezogen werden müssen und gewissenhaft geprüft werden müssen. Dass aber gleichwohl die oberste Geschichte das Wissen und Gewissen der Eheleute ist. Und da ist dann Widerspruch gekommen: Was heißt objektive Normen? Das heißt, die wären zwingend. Da habe ich mich hingestellt und gesagt: Nein. Subjektive Normen sind etwas, nur was in mir liegt. Objektive Normen heißen nicht, dass sie verbindlich sind, sondern dass sie sich an einem übergreifenden Ganzen orientieren, nicht mehr und nicht weniger. Auf diese Weise ist das mehrheitsfähig geworden, denn der Beschluss über Ehe und Familie, wir haben in der zweiten Lesung eine Zehn-Stunden-Debatte gehabt, das war die längste, und eine Stimme über der Zweidrittelmehrheit. Der Schluss der Abstimmung war nachts irgendwann. Und es wäre nicht so weit gekommen, wenn Döpfner sich nicht kurz vor der Schlussabstimmung noch zu Wort gemeldet hätte, er ist in vollem Ornat, nicht von seinem Präsidentenstuhl aus, sondern ans Mikrofon gegangen und hat also erklärt, er wüsste, dass das mit den Geschiedenen und Wiederverheirateten so nicht befriedigend sei, wie es dort steht, aber er würde sehr bedauern, wenn daran die Mehrheit scheitern würde. Er kann es verstehen inhaltlich, aber so kann man es nicht machen. Denn kein Papier, also keinen Beschluss zu haben, es war ja schon gegen Ende der Synodenzeit, Ehe und Familie, wäre eine Katastrophe, würde also viele Fragen unserer gläubigen Mitmenschen unbeantwortet lassen, in jeder Hinsicht, und ein Bild der Zerrissenheit vorgeben, das also unerträglich sei. Und er verspricht in aller Form in dieser Geschichte der Geschiedenen Wiederverheirateten, da wird etwas geschehen: Dafür verbürge ich mich. Ich meine, Sie können den genauen Wortlaut im Wortprotokoll nachlesen⁵⁰. Das gibt es ja für die Zeit. Ich habe ihn jetzt sinngemäß zitiert, aber dass er sich verbürgt hat, das weiß ich noch. Und das hat wahrscheinlich die Mehrheit ausgemacht. Sonst wäre es nicht gegangen. Aber es war ein, ein unglaublicher Kraftaufwand, diese ganzen Vorlagen selber zu erarbeiten. Und für das muss man dann sehr erstaunt sein über die Qualität der Texte, denn heute ist manches noch recht gut zu lesen, was dort steht.“ (Walter Bayerlein)

⁵⁰ Vgl. Prot. VII, 89–90.

In der Diskussion meldeten sich vor allem ablehnende Stimmen zu Wort. Mehrfach wurde der lustvolle Aspekt von Sexualität thematisiert: „Und dann weiß ich noch, wie eine sehr charmant, attraktiv aussehende junge Synodalin, ich komme nicht mehr auf den Namen⁵¹, aber ich sehe ihr Gesicht noch vor mir, ans Rednerpult ging und sagte: Ich habe das Gefühl, dass einige von uns irgendwie noch etwas Nachdenken brauchen zu diesem Thema. Aber ich sage es jetzt mal: Wir haben vier Kinder und über jedes freuen wir uns, aber ich hoffe, wir haben mindestens hundert Mal so oft uns miteinander lieb gehabt und es war jedes Mal wunderbar. Ziemlich wörtlich, ja. Die knubbelte einen runter. Die ganze Synode hat vor Lachen geschrien und im Grunde vor Freude, dass die sagte, liebe Leute, wo lebt ihr, wo lebt ihr? Ganz abgesehen davon, dass es ja längst höchst umstritten war zu dem Zeitpunkt, ob dieser alte Satz wirklich stehen bleiben dürfe.“ (Gottfried Leder)

Der Rottenburger Domdekan Alfred Weitmann (geb. 1910) appellierte an die Synodalen, für wiederverheiratete Geschiedene ein „Schlupfloch der Barmherzigkeit“⁵² zu öffnen: „Ein zweiter Punkt war ein inhaltlicher Punkt, war, in meiner Erinnerung jedenfalls, war die Diskussion über das Problem, bis heute, wenn man so will, ungelöst, der Zulassung von wiederverheiratet Geschiedenen. Eine Sache, die natürlich einerseits ein Thema darstellt, aber andererseits auch durch einzelne Personen ganz konkret repräsentiert worden ist. Also man muss sich vorstellen, in meiner eigenen Kommission saß ein Professor der Betriebswirtschaft, jedenfalls Ökonomieprofessor, damals in Marburg, später in Köln, glaube ich, der in so genannter Mischehe lebte, ja, für den war das etwas, was er dort auch nicht nur als abstraktes Thema behandelt hat, sondern er wusste, was es bedeutet, wenn Erstkommunion ist und der evangelische Vater oder Mutter nicht mit zum Tisch des Herrn kommt. Eigentlich noch ganz einfache Fragen aus Ökumene, die dann übertragen worden sind ganz schnell, weil es auch Menschen gab, die in ihrer unmittelbaren Erlebniswelt längst das Thema geschiedene Wiederverhei-

⁵¹ Gottfried Leder (geb. 1929) erinnert sich sinngemäß an die Wortmeldung von Diethild Langner-Biesterfeld (geb. 1941); vgl. Prot. VII, 83–84.

⁵² Prot. VII, 117–118.

ratete erlebt hatten. Also das war eine, man hat später gesagt, eine Sternstunde, weiß ich jetzt nicht. Der Prälat Weitmann von Tübingen, als er am Mikrofon stand fast mit zitternder Stimme und sagte: Meine Herren Bischöfe, ich bitte Sie um ein Schlupfloch der Barmherzigkeit, da konnte man schon eine Stecknadel fallen hören, ja? Also daran kann ich mich erinnern, das sind so Highlights gewesen.“ (Aloys Buch)

Bis in die Bischofskonferenz hinein zeigten sich unterschiedliche Zugänge zum Thema Ehe und Familie. Roswitha Verhülsdonk berichtet über eine der wohl spannendsten Sitzungen der Synode: „Also es ging hin, es ging her, die Konservativen und die anderen und dann kam der Höhepunkt, war, dass sich der Kardinal Volk meldete. Die Bischöfe saßen übrigens in der Mitte der Kirche en bloc, die hatten Fraktion, wir anderen waren rund herum im Alphabet. Und da ging der Volk an das Rednerpult, ein hagerer, wackeliger Mann, der also schwankend dahinging und schlecht laufen konnte. Jemand half ihm dann noch diese drei Stufen an das Rednerpult hoch und ich höre ihn heute noch sagen: Je näher ich dem Richterstuhl Gottes komme, umso schwerer trage ich an meiner Entscheidung für die Königsteiner Erklärung. Und gestikulierte und kippte und jemand schnappte ihn noch und das Pult wurde festgehalten und dann wurde er dann hinunter wieder auf seinen Platz gebracht und kurz darauf ging dieser Weihbischof, der diese vernünftigen Ehebücher geschrieben hat⁵³, hinauf an das Rednerpult, so ein kleiner Pykniker vom Typ, ja genau der Gegentyp zu dem Asketen Volk, stand dann mit fröhlichem Gesicht am Rednerpult, ist fast blind, und stand am Rednerpult und sagte: Ich hätte ja nie gedacht, dass ich meinem verehrten Bischof und Kardinal einmal wie Paulus dem Petrus ins Angesicht widersprechen muss, aber ich muss das tun. Und hat dann dafür plädiert, dem Papier Zustimmung zu geben, und hat das auch entsprechend begründet. Und am Ende dieser Abstimmung, ja, dem Wright war das dann mitgeteilt, der war dann auch abgereist und hatte also erklärt, ja gut, der wird in Rom berichten, gegebenenfalls wird Rom das Papier verbieten. Dann hat aber Döpfner gesagt, damit nicht ein großer Eklat passiert, wir ver-

⁵³ Josef Maria Reuß (1906–1985).

abschieden es, und zwar in der veränderten Form. Und dann, ja, und dann war eine große Erleichterung, wir sollten an dem Abend, es war ein Donnerstag, eigentlich nochmal ein anderes Papier andiskutieren, das war Strukturpapier über Räte, also unstreitig, weitgehend unstreitig, und da kam dem Döpfner eine großartige Idee. Dann ging der ans Rednerpult und, als wie er eine Pause machen wollten, und sagte: Ich mache einen Vorschlag, wir haben jetzt eine ganz entscheidende Hürde genommen, es ist Mai, es ist Marienmonat und auf der anderen Seite des Mains ist die wunderbare Marienkapelle, das Käpelle. Wir bestellen Busse, wir fahren zusammen ins Käpelle, wir machen dort eine Maiandacht und anschließend gehen wir hinauf auf die Festung und ich lade Sie alle zu einer fränkischen Brotzeit mit deftigem Wein ein. Und das haben wir gemacht und das hat der Synode so gut getan, nicht?“ (Roswitha Verhülsdonk)

2.8 Die achte Vollversammlung (November 1975)

Mit Guido Del Mestri (1911–1993) kehrte 1975 zur letzten Vollversammlung ein Nuntius zurück, der bereits in den 1950er Jahren in Deutschland gearbeitet hatte. In den Erinnerungen der Synodalen spielt Del Mestri keine Rolle mehr, wohl aber die Auseinandersetzungen seines Vorgängers Corrado Bafile (1903–2005) mit dem Limburger Bischof Wilhelm Kempf (1906–1982). Schwester Eustochium Bischopink war darüber sehr erregt: „Es blieb engagiert aber trotzdem sachlich, also man konnte zwar in der Sache kontrovers sein, aber man wurde nicht persönlich ausfällig. Da war es schon so, ich glaube, irgendwo wurde es deutlich, im Gegensatz dazu, wo Kempf das Wort zum ersten Mal ergriffen hat, wo er ans Rednerpult trat, also bevor er den Mund aufmachte, kam also endloser Beifall. Und ich weiß nicht mehr, ob der Präsident der Synode den Nuntius begrüßt hat, jedenfalls war es mucksmäuschenstill, es sagte keiner was, es rührte sich keine Hand und kein gar nichts, also man hat ihm nichts vorgeworfen, aber man hat ihm auch nichts nachgesehen, weil das ging nun wirklich zu weit. Einfach hinten rum zu behaupten, die Bischöfe wären doch sicher froh, wenn sie jetzt endlich wüssten, dass sie über die Viri Probati nichts zu fürchten haben. Aber wie gesagt, es kam ja dann ein anderer Nuntius, aber es liegt

an den Nuntiaturen überhaupt, weil die schreiben da ihre Berichte und auf welchem Niveau und auf welcher Perspektive, das weiß man alles nicht und das geht natürlich nicht. Oder auch so Ideen, der hatte ja dann zurückgenommen, der Nuntius Bafile, das mit dem Koadjutor für die Diözese Limburg. Das hat er dann irgendwann mal eingesehen, dass das nicht geht, aber dass er überhaupt auf die Idee kam, das in Rom vorschlagen zu müssen und dass er dann die deutsche Bischofskonferenz dazu benutzt, dass die das vielleicht auch noch unterstützen, weil eben einige doch wohl erleichtert wären oder sonst irgendwas.“ (Eustochium Bischopink)

2.8.1 Kirche und Arbeiterschaft

Noch einmal auf historische Debatten Bezug genommen wurde bei der zweiten Lesung der Vorlage zu Kirche und Arbeiterschaft. Bei der ersten Lesung „hat sich damals Nell-Breuning zu Wort gemeldet und ich glaube, er hat vielleicht zehn Minuten geredet. Da hat er aufgelistet die Gewerkschaftsstreite, die drei Gewerkschaftsstreite, da hat er den Bischöfen gesagt, das war eigentlich eine historische Schuld, was da passiert ist, sie haben versagt im Blick auf die Arbeiterschaft. Zuerst haben sie den Gewerkschaften, den katholischen Gewerkschaften verboten, mit den evangelischen eine gleiche Gewerkschaft zu gründen. Dann ist der Gewerkschaftsstreit nach dem Krieg gekommen mit der Einheitsgewerkschaft, wo die Bischöfe auch sich dagegengestellt haben. Und da hat er schon einige ganz ganz klare Positionen, ein hagerer Mann, weit über achtzig, aber mit wirklich einer mitreißenden Rede, abgerechnet.“ (Peter Neuhauser)

Eustochium Bischopink weist darauf hin am „Beispiel Kirche und Arbeiterschaft, da gab es eine große Gruppe kompetenter Historiker, die gemeint hat, nein, die Kirche hat das doch eigentlich immer ganz richtig gemacht, es gab natürlich einige Fehler und so. Also da wurde das Bild einer heiligen Kirche so stilisiert von einigen, dass die anderen gesagt haben, nein Leute, schaut doch mal, die Arbeiterschaft ist der Kirche verloren gegangen und nicht ohne ihre Schuld.“ (Eustochium Bischopink)

Die Abstimmung verlief dann ohne Schwierigkeiten: „Die Abstimmung über die Vorlage Kirche und Arbeiterschaft war dann in

der letzten Vollversammlung und ist, wie vorhin gesagt, mit großer Mehrheit, mit überwältigender Mehrheit verabschiedet worden. Und ich werde nie die Worte von Kardinal Döpfner vergessen, dass der also noch mal, das steht auch da im Wortprotokoll, dokumentiert, das war für ihn auch ein Anliegen, also der war da ganz auf der Seite der Sachkommission.“ (Edmund Erlemann)

2.8.2 Abschluss der Synode

Die Synode endete am 23. November 1975 mit einer feierlichen Eucharistie und einem großen Fest, an das sich mehrere Synodale fast wortgleich erinnern:

„Und ganz am Schluss, zum großen Schluss waren wir oben auf der Festung, glaube ich, ja oben in der Höhe, da war dann eine große Synodenfeier. Eine große Abschlussfeier: Also vorher ein feierlicher Gottesdienst und dann oben groß mit Begegnung. Also eine richtig schöne Feier, muss man sagen.“ (Thomas Denter)

„Das Abschiedsfest auf der Festung Marienberg war eine ganz eigenartige Stimmung. Da waren die Familien ja mit eingeladen. Und es war diese Abendstimmung: Wir gehen jetzt mit der Synode auseinander, ob wir uns wiedersehen, weiß kein Mensch. Es sind ja enge Bekanntschaften und Freundschaften entstanden quer durch die Diözesen. Und ich habe noch mindestens ein Jahrzehnt daran gezehrt, wenn ich irgendwo in eine Diözese kam, um irgendwo einen Vortrag zu halten oder sonst was, ja oder der Katholikentag, der in einer Stadt war, ich hatte immer Leute, die ich von der Synode her kannte, die mich kannten und wussten, wer ich bin und was ich denke im Grundsatz. Das war einfach schön dieses Netzwerk quer über die ganze Geschichte.“ (Walter Bayerlein)

„Ja, der Schluss, der war bewegend, wir haben uns getroffen zum Abschied auf der Marienburg in Würzburg und das war eine Verbrüderung, wie ich sie im ganzen Leben noch nicht wieder gesehen habe. Wir hatten die Ehepartner konnten mitkommen, ja, ich kann mich noch erinnern, der Dr. Servatius von Hamburg, der fiel meiner Frau um den Hals und die Laurien hat mich abgeküsst und es war, ja es war eine totale Verbrüderung, Bischöfe, Laien, ich habe so etwas noch nie wieder erlebt.“ (Karl. R. Höller)

In einem Brief kurz vor seinem Tod erinnerte sich der Oldenburger Weihbischof Max-Georg von Twickel (1926–2013): „Einen gewissen Eindruck hat mir die gesellige Schlussfeier auf der Feste Marienberg gemacht. Der Frankenwein öffnete bislang verschlossene Herzen. So lagen sich manche in den Armen, die sich im Plenum verbal bekämpft hatten. Es kam der Spruch auf, was der Heilige Geist in fünf Jahren ‚propter duritiam cordium‘ nicht geschafft hatte, bewirkte an nur einem Nachmittag der Frankenwein.“ (Max-Georg von Twickel)

2.9 *Der Tod Döpfners*

In mehreren Interviews wurde ein Zusammenhang zwischen dem überraschenden Tod Döpfners wenige Monate nach Beendigung der Synode und Konflikten während und danach hergestellt. Diese Konflikte wurden unter den Bischöfen beobachtet: „Ich habe dann erlebt, mehrfach erlebt, wie dem Kardinal Döpfner zugesetzt worden ist, persönlich zugesetzt worden ist von seinen Mitbrüdern, von einigen Mitbrüdern, in Führungszeichen Mitbrüdern, Mitfeinden oder Feinde oder Gegnern, wie Sie wollen. Es ist eigentlich unglaublich, was für eine Atmosphäre, was für ein Klima unter Bischöfen herrscht bis in die Gegenwart hinein, das ist eigentlich unglaublich“ (Ernst Engelke). Die Protagonisten der konservativen Linie der Bischöfe waren Joseph Höffner und Franz Hengsbach sowie Josef Stimpfle (1916–1996) und Rudolf Graber (1903–1992).

Die moderierende Kraft Döpfners war auch nach der Synode gefragt gegenüber den auseinander strebenden Kräften in der eigenen Diözese, zwischen den traditionalistischen „Una Voce“-Gruppen und den Priesterkreisen und Solidaritätsgruppen. Doch Döpfner hatte nicht mehr viel Zeit:

„Döpfner starb am 24.07.1976. Am 21.07.1976 war die Unterschrift (Herausgeber/Juli). Julius hatte ein Vorwort geschrieben. Ich war schon in den Ferien/Urlaub. Er rief mich in Chiemgau an und hat gesagt: Du musst mir das neu machen. Ich habe das zwar unterschrieben, aber mir gefällt das nicht. Und dann habe ich gesagt: Hast du das mit dem Herrn Homeyer besprochen? Dann sagte er: Das kriege ich schon hin, aber mach das mal. Und ich habe das geschrie-

ben und habe ihm das an Mittwoch, Donnerstag dieser Woche geschickt. Er hatte an dem Mittwoch den ersten Teil unterschrieben. Freitagabend rief er mich an: Ich habe das bekommen und bin damit einverstanden und unterschreibe das morgen früh, bevor ich in den Urlaub fahre. Und am anderen Morgen brach er dann unter der großen Holztüre, als er zum Friseur gehen wollte, zusammen. Da waren Homeyer und ich in einer großen Not. Er sagte zu mir, er unterschreibt dann, bevor ich wegfahre. Aber das konnte er nicht mehr unterschreiben und dann hat Homeyer gesagt: Menschenkinder, das ist Döpfners Lebenswerk. Er hat den ersten Teil unterschrieben, lass ihn auch die Unterschrift bei dem verbesserten Text. Höffner hat doch damit nichts zu tun. Es war etwas schwierig, weil er hat das zwar gesehen, konnte es aber nicht mehr unterschreiben.“ (Karl Lehmann)

3. *Nachwirkung und Rezeption*

Für manche Synodale endete die Synode im November 1975. Sie wurden nachher nicht zu Vorträgen in Gemeinden eingeladen⁵⁴ oder von ihrem Bischof als Multiplikatoren eingesetzt. Für andere wieder begann mit der Synode erst ihr Engagement in der kirchlichen Öffentlichkeit. Die Synode wurde wegweisend für die pastorale Arbeit: „Die Synode ist für mich wegweisend geworden nicht nur eben für die Jugendarbeit, sondern auch für meine seelsorgerische Arbeit später in der Pfarrei, und ich glaube, dass heute die Texte zwar schon zeitgebunden 40 Jahre zurückliegen, aber dennoch die

⁵⁴ Hermann Ball (geb. 1926) „war ein Synodaler der Diözese Speyer, ich hatte eine einzige Einladung zu einem Informationsabend in einer Pfarrei im Westen der Diözese“. Anton Böckel bestätigt diese Enttäuschung: „Mir war ja klar, ich bin Synodale und damit, wenn die Synode rum ist, ist die Sache erledigt. Aber dass unser Bischof, wir haben ein sehr gutes Verhältnis gehabt in diesen zwei, drei Jahren miteinander, nach der Synode noch nicht einmal zum Kaffee oder irgendwas eingeladen hat, zu einem Nachgespräch über die Synode nach einem Jahr oder einem bisschen unverbindlichen Gespräch und so weiter, das hat mich doch nachdenklich gemacht. Da hat man so den Eindruck gehabt, er lässt jetzt die heiße Kartoffel fallen. Das haben wir hinter uns.“

Impulse und die Art, wie man versucht hat, damals die zeitgenössischen Herausforderungen seitens der Kirche und seitens der Kirche in der Bundesrepublik in den Blick zu nehmen, dass das beispielhaft war und dass man durchaus sagen könnte, die Texte sind möglicherweise in manchen Punkten etwas zeitgebunden, aber die Art und Weise, wie man versucht hat, die Botschaft Jesu umzusetzen, ist Zeiten überdauernd. Und der Impuls, den die Synode gesetzt hat, der kann durchaus gerne weitergehen. Und das wünsche ich eigentlich für die Zukunft, dass es gelingen wird, in der Art und Weise, wie wir damals versucht haben den rechten Weg zu gehen, ob das jetzt in den Pfarreien ist, in kirchlichen Verbänden, im persönlichen Gespräch, überall, wo Menschen miteinander versuchen, aus dem Glauben heraus den Weg des Lebens zu gehen, dass da die Synode nach wie vor wichtige Impulse geben kann.“ (Johann Limbacher)

Ziel vieler Versammlungen war, „dass die Gemeinde nicht eine versorgte Gemeinde ist, sondern eine sich versorgende Gemeinde“ (Georg Beis). In München wurden Kommissionen eingerichtet, welche die Umsetzung begleiten sollten; nach dem Tod Julius Döpfners wurden sie freilich nicht mehr einberufen (Walter Bayerlein). In der Diözese Rottenburg war die Diözesansynode, die zehn Jahre nach Würzburg stattfand, eine Weise der Umsetzung auf Bistumsebene. „Im Bistum Trier wurde die Synode also von vielen mitverfolgt mit Interesse und war also im Bewusstsein der Leute, sodass es auch hinterher ein Interesse gab, die fertigen Papiere zu lesen und den Leuten in die Hand zu geben. Und ich bekam dann immer wieder Anrufe: Ja, das Papier ‚Christlich gelebte Ehe‘, da finde ich mich wieder, da kann ich mit leben, ja, das deckt sich mit meinen Vorstellungen und, ich denke, was ihr da sagt über Weitergabe des Glaubens in der Familie, ich versuche das ja auch, aber jetzt tue ich es mit viel mehr Mut oder so etwas, nicht.“ (Roswitha Verhülsdonk)

Sehr unterschiedlich fallen die Bewertungen der einzelnen Dokumente aus. Einigkeit besteht darin, dass „Unsere Hoffnung“ Zentraltext und wichtigste Botschaft der Synode war. Fortschritte werden registriert in der Sakramentenpastoral, bei der Jugendarbeit, in der Ökumene, bei der Arbeiterschaft. „Dann die Durchführung der Durchorganisierung: Pfarrgemeinderäte, Diözesanräte, dass Laienmitarbeit institutionalisiert worden ist. Da hat natürlich die Synode

auch die Gleise gelegt. Und schulischer Religionsunterricht auch“ (Anton Böckel). Dann „in der ganzen Frage ausländische Arbeitnehmer hat sich viel getan, aber nicht, weil es die Synode gab“ (Dieter Simmeth). Aus der Perspektive der Jugendvertreterin erinnert sich Elisabeth Rickal: „Es gibt eine ganze Reihe von Dingen, die umgesetzt wurden, weniger von Bistumsebene, sondern einfach faktisch, zum Beispiel der Religionsunterricht. Das ist vielleicht so eine Vorlage, die am weitesten auch umgesetzt wurde. Der Religionsunterricht bekam eine ganz andere Struktur. Das wurde auch gefördert durch das Kultusministerium, der wissenschaftliche Anspruch des Religionsunterrichts stand also im Vordergrund. Wir haben versucht, die kirchliche Jugendarbeit entsprechend, die Vorlage entsprechend umzusetzen, wobei das insofern einfach war, die Anfänge waren ja längst gemacht. Was in der Vorlage war, waren ja nicht neue Ideen, die wir gebracht haben, sondern wir haben versucht, die vorhandenen Ansätze aufzugreifen, die auch zu durchdenken, ihnen einen systematischen Ansatz zu geben. Das lief dann auch, also ob die Bischöfe wollten oder nicht, das war ein Hauptthema in der kirchlichen Jugendarbeit. Umgesetzt wurde auch die Vorlage über die Räte, wobei das dann nachher alles verwässert wurde in den Diözesen, aber es wurde zunächst mal umgesetzt. In allen Diözesen wurden die Priesterräte, die Diözesan-, Katholikenräte eingerichtet in den Gemeinden, die Pfarrgemeinderäte und so weiter. Das ist also eins zu eins umgesetzt worden.“ (Elisabeth Rickal)

Verändert hat sich der Umgang miteinander: „Aber was eigentlich mindestens gleich wichtig ist, ist der Lernprozess, den die Synode und die Synodalen miteinander erreicht haben. Das war so eine offene Art von Kommunikation bei Standpunkten, die man schon geahnt hat, die aber alle veränderbar waren durch Argumente. Also wie oft ist es vorgekommen, dass jemand ans Mikrofon gegangen ist und hat gesagt: Sie haben mich überzeugt, ich nehme meinen Antrag sowieso zurück. Oder: Sie haben mich fast überzeugt, wenn Sie in dem Nebensatz ein ‚meist‘ einfügen würden, könnte ich dem zustimmen. So ist es mir zu apodiktisch. Ach das ist kein Problem, das können wir machen. So ist da verhandelt worden. Also das war schon phänomenal.“ (Walter Bayerlein). In dieser Hinsicht war die Synode eine Fortführung des Konzils: „Das war sicher das große Er-

lebnis für alle Beteiligten bei der Synode, so wie die Bischöfe das Jahre voraus, Jahrzehnte voraus gesagt haben. Das für sie Neue, dass sie also diskutieren konnten mit der römischen Kurie oder nicht mit der römischen Kurie, sondern unter sich halt und mit Duldung des Papstes auch. Und so eben auch für uns, dass wir ernst genommen wurden mit unseren Anliegen von den Bischöfen und dass sie sich einem echten Dialog gestellt haben. Das was rauskommt, glaube ich, war gar nicht so wichtig, sondern dass man gerungen hat um die Dinge und dass man den Eindruck gewonnen hatte, ja das Gros der Bischöfe ist sicher ehrlich darum bemüht, zu hören zunächst einmal, sich kundig zu machen, wie sehen es die Leute, die unten im Schützengraben des Gottesreiches leben, wie sehen die die Probleme, und die an sich zu nehmen und ernst zu nehmen.“ (Anton Böckel)

Die Synode als Prozess beschreibt Aloys Buch noch vor seinen Erfahrungen als Mitglied der römischen Familiensynode im Herbst 2014: „Ob die Synode als Plenum das Wichtigste war oder ob die Gespräche in den Wandelgängen nicht ebenso wichtig waren, also der Prozess der Synode, ob die Kommissionstreffen, die Arbeitsgruppentreffen, die ja nochmal unterhalb der Kommission sich dann etabliert haben usw., ob das nicht im Sinne des Prozesses das Eigentliche der Synode war, da sollte man auch nochmal nachsehen, ja? Ich bin nicht sicher, jetzt haben wir natürlich ein schönes Volumen da vorliegen, dann haben wir die Arbeitsbeschlüsse als einen zweiten Band vorliegen, aber ob das Eigentliche nicht ein wirklicher Austausch- und Erfahrungsprozess bis hin zu Glaubensprozessen gewesen ist, wenn Sie so wollen, sogar teilweise mit einem gewissen Exerzitiencharakter, würde man doch nochmal nachgucken müssen.“ (Aloys Buch)

Dass die Umsetzung schleppend oder sogar behindernd vorstatten ging, wird der Ausklammerung der Generalvikare bei der Synode zugeschrieben: „Es gibt dann, das möchte ich einschieben, ein erkennbares Element, weshalb eine Reihe von Bistümern auch später nur widerwillig oder gar nicht, ich sage mal, verbindlich gemacht haben, soweit man Verbindlichkeit da fordern kann. Und zwar, weil sie sagen, in der Konstruktion der Zusammensetzung der Synode ist ein gravierender Fehler unterlaufen. Die Generalvikare waren nicht

Mitglieder der Synode, wenn sie nicht vom Bistum entsandt waren. Durch dieses Defizit haben eine Reihe von Generalvikaren, gestärkt dann möglicherweise durch ihren Bischof, wenn ihm manches in der Synode nicht gefiel, sich sehr schwer getan, Synodenbeschlüsse in ihrem Bistum voranzubringen. Dieser Strukturfehler, so wurde er von manchen genannt, den haben wir auch bei unserem Generalvikar, obwohl in der Synode, dadurch dass unser Bischof Vizepräsident der Synode war, wurde die dann auch vom Generalvikar mitgetragen, aber seine innere Meinung war: Da hätten wir hingehört, wir Generalvikare.“ (Hans Lampert)

Am Scheitern mancher Anliegen wird nicht zuletzt Rom die Schuld gegeben: „Also dass man den Eindruck hatte, engagierte Katholiken in unserer deutschen Kirche haben mehr und mehr den Eindruck gewonnen, mit den römischen Stellen in der Kirchenleitung kommen wir irgendwie nicht weiter. Man prallt da an Mauern des Unverständnisses oder der mangelnden Gesprächsbereitschaft und reibt sich daran wund.“ (Franziskus Eisenbach). Eine bleibende offene Wunde ist die fehlende Reaktion auf das Votum zum Diakonat der Frau. „Die Voten, die hat Rom nicht akzeptiert, bis heute nicht. Also insofern ist die Synode nicht vollständig, das muss man auch sagen. Und das ist bitter.“ (Corona Bamberg) In der Nichtbeachtung der Voten sieht Elisabeth Rickal eine Missachtung der katholischen Kirche in den deutschsprachigen Ländern: „Ja, das ist alles da behandelt worden. Und das liegt in Rom und ist nie weiter beachtet worden. Und das waren ja, das muss man sich mal vorstellen, das waren ja alles Beschlüsse, denen die Bischöfe zugestimmt haben. Anders wäre es ja gar nicht gegangen, die Bischöfe hatten ja ein Vetorecht. In der Synode mussten sie dann mit abstimmen, aber sie hätten ja vorher zwischen der ersten und der zweiten Lesung hätten sie ihr Veto einlegen können. Das haben sie nicht gemacht, sie haben halt alle zugestimmt und dann, also diese Ignoranz von Rom, einfach eine ganze Bischofskonferenz und die Leute, die dazu gehören, einfach nicht zu beachten, was interessiert uns das, das geht in die Schublade. Die vatikanische Bank hat eine größere Bedeutung gehabt als die Synode in Deutschland. Und da ja die anderen Synoden inhaltlich nicht von uns weg waren, es gab, also ich war ja in diesem Koordinierungskreis, da gab es nicht ein einziges Doku-

ment, das kontra gewesen wäre zu unserem Dokument. Ich weiß, dass die Schweiz diese Sache mit den Geschiedenen und Wiederverheirateten ähnlich beschlossen hat. Es wurde also im Grunde genommen der deutschsprachige Raum in eine Schublade gesperrt und weg war er. Und das ist natürlich eine schlimme Sache.“ (Elisabeth Rickal)

Von einer Beantwortung der seit 40 Jahren offenen Fragen macht auch Bernhard Vogel eine weitere synodale Versammlung auf gesamtdeutscher Ebene abhängig: „Ich sehe sie nach 40 Jahren als einen Erfolg für die Zeit nach 1968. Es war richtig, das wir sie gemacht haben und alles in allem waren die Themen auch richtig gesetzt und sind die Papiere, das sage ich jetzt nicht für jeden Halbsatz jeden einzelnen Papiers, aber in der Summe können sich die Papiere auch nach 40 Jahren noch sehen lassen. Heute bedauere ich, dass sie nicht zumindest zu einem Dialog mit dem Vatikan geführt haben, der dringend notwendig gewesen wäre und für heute notwendig ist. Und ich will ausdrücklich sagen, wenn da und dort jetzt die Diskussion geführt wird, ob man nicht wieder eine Synode machen soll, dann kann man mir darüber reden, aber unter der Voraussetzung, dass zunächst die Papiere von vor 40 Jahren noch einmal auf den Tisch gelegt und in Rom zur Debatte gestellt werden.“ (Bernhard Vogel)

Doch vielleicht war die Synode gegenüber dem Konzil auch nur eine Nummer zu groß: „Also das Konzil war weit überschießend mit seinen Vorstellungen, weit überschießend, und das kann man von der Synode nicht behaupten. Außer mit dem Glaubenstext, der von seinem Charakter her jene offene Weite hat und den Glauben in seinem Wesen, wenn ich es recht sehe, verstanden hat und auch zum Ausdruck bringt. Und das ist etwas, was immer über diese Kleinigkeiten des täglichen Lebens und der kirchlichen Verwaltung hinausging, das hatte die Synode und vielleicht diese Vorlage über den Glauben. Und alle anderen Vorlagen sind weitgehend in dieser kirchlichen Kleinarbeit und auch Kleinlichkeit kirchlicher Strukturen dann schon versunken, und deswegen hat die Synode keine symbolische Bedeutung bekommen, weil symbolische Bedeutung hätte sie bekommen mit einer Offenheit, die auch aus einer Risikobereitschaft heraus gefällt worden wäre. Das war dann nicht mehr zu se-

hen, das war dann schon Ängstlichkeit und das wurde stärker und ist heute im Grunde genommen das zentrale Motiv und das ist das Verheerende für die Kirche, wenn Ängstlichkeit zu ihrem zentralen Impetus wird.“ (Franz Hamburger)

4. Liste der geführten Interviews

- Dr. Christina Agerer-Kirchhoff, München, 16.10.2012 (Robert Walz)
Konrad-Josef Amann, Regensburg, 08.04.2013 (Robert Walz)
Dr. Hermann Ball, Ludwigshafen, 10.10.2012 (Robert Walz)
Schwester Dr. Corona Bamberg OSB, Herstelle, 23.11.2012 (Robert Walz)
Dr. Walter Bayerlein, Vaterstetten, 26.11.2012 (Robert Walz)
Msgr. Georg Beis, Augsburg, 23.10.2012 (Robert Walz)
Schwester Eustochium (Cordula) Bischopink, München, 03.06.2013 (Robert Walz)
Pfarrer Anton Böckel, Neustadt an der Weinstraße, 12.10.2012 (Robert Walz)
Dr. Aloys Buch, 03.07.2010 (Richard Hartmann)
Dr. Aloys Buch, Lantershofen, 05.11.2012 (Robert Walz)
Bischof Dr. Viktor Josef Dammertz OSB, St. Ottilien, 16.01.2013 (Robert Walz)
Ralf Dantscher, Freiburg i. Br., 16.11.2012 (Robert Walz)
Abt Dr. Thomas Denter OCist, Marienstatt, 04.12.2012 (Robert Walz)
Weihbischof Dr. Gerhard Dicke, Aachen, 14.11.2012 (Robert Walz)
Dr. Joachim Dikow, Münster, 28.01.2013 (Robert Walz)
Erentraud Eberhardinger, Stuttgart, 10.12.2012 (Robert Walz)
Weihbischof Dr. Franziskus Eisenbach, Bad Wimpfen, 31.01.2013 (Robert Walz)
Peter Eisner, Bad Wimpfen, 08.02.2013 (Robert Walz)
Prof. Dr. Ernst Engelke, Würzburg, 04.02.2013 (Robert Walz)
Dekan Ernst Erlemann, Mönchengladbach, 11.12.2012 (Robert Walz)
Pfarrer Norbert Essink, Essen, 18.03.2013 (Robert Walz)
Dr. Marita Estor, Marburg, 09.01.2013 (Robert Walz)
Klaus Fritz, Mannheim, 25.01.2013 (Robert Walz)
Weihbischof Franz Grave, Essen, 03.04.2013 (Robert Walz)
Prälat Dr. Gerhard Gruber, München, 09.07.2013 (Robert Walz)
Dr. Gernot Gutmann, Bergisch Gladbach, 15.01.2013 (Robert Walz)
Pfarrer Christoph Haberl, München, 22.02.2013 (Robert Walz)
Bernhard Habermeyer, Eschweiler, 12.06.2013 (Robert Walz)

- Schwester Ethelburga Häcker (Robert Walz)
Dr. Wilfried Hagemann, Augsburg, 19.12.2012 (Robert Walz)
Prof. Dr. Franz Hamburger, Mainz, 14.01.2013 (Robert Walz)
Prof. Dr. Aloys Heck, Bad Dürkheim, 17.12.2013 (Robert Walz)
Dieter Heilgemeier, Aichach, 22.01.2013 (Robert Walz)
Prof. Dr. Hanspeter Heinz, Augsburg, 06.2010 (Hans Hafner)
Karl R. Höller, Aachen, 26.04.2013 (Robert Walz)
Schwester Carola Kahler OSU, Bielefeld, 07.06.2014 (Judith Samson)
Pfarrer Anton Kalteyer, Mainz, 10.04.2013 (Robert Walz)
Kardinal Walter Kasper, Vallendar, 18.03.2010 (Joachim Schmiedl)
Prof. Dr. Franz-Xaver Kaufmann, Bonn, 07.01.2013 (Robert Walz)
Pfarrer Hanns Kessler, Bremen, 13.03.2013 (Robert Walz)
Heinz Koch, Trechtingshausen, 15.05.2013 (Robert Walz)
Prälat Georg Kopp, Rottenburg, 05.03.2013 (Robert Walz)
Dr. Robert Kreidler, Leinstetten, 15.02.2013 (Robert Walz)
Dr. Friedrich Kronenberg, Bonn, 30.11.2012 (Robert Walz)
Pfarrer Walter Kropp, Herne, 09.04.2013 (Robert Walz)
Claus Kühn, Hamburg, 24.07.2013 (Robert Walz)
Dekan Hans Lampert, Koblenz, 29.01.2013 (Robert Walz)
Prof. Dr. Gottfried Leder, Hildesheim, 19.02.2013 (Robert Walz)
Kardinal Karl Lehmann, Mainz, 10.05.2010 (Richard Hartmann)
Hildegard Leonhardt, Nürnberg, 05.07.2013 (Robert Walz)
Domkapitular Johann Limbacher, Eichstätt, 10.06.2013 (Robert Walz)
Rudolf Lütgenau, Coburg, 04.03.2013 (Robert Walz)
Prof. Dr. Hans Maier, München, 10.12.2013 (Robert Walz)
Prof. Dr. Heiner Marré, Gladbeck, 25.11.2012
Evi Meyer, Brühl, 19.03.2013 (Robert Walz)
Bernd Möllers, Bremen, 10.07.2013 (Robert Walz)
Dr. Albin Nees, Heidenau, 28.01.2013 (Robert Walz)
Pfarrer Peter Neuhauser, München, 22.03.2013 (Robert Walz)
Dr. Johannes Niemeyer, Lienen / Kattenvenne, 16.04.2013 (Robert Walz)
Hildegard Rapp, Konstanz, 18.06.2013 (Robert Walz)
Josef Rehrl, Niederalteich, 15.07.2013 (Robert Walz)
Reinhold Richter, Garding, 23.07.2013 (Robert Walz)
Elisabeth Rickal, Hattingen, 17.07.2013 (Robert Walz)
Heinz-Theo Risse, Bonn, 12.03.2013 (Robert Walz)
Rudolf Rödig, Waakirchen, 26.02.2013 (Robert Walz)
Pfarrer Heinz Röschert, Bad Neustadt an der Saale, 28.11.2012 (Robert Walz)

- Josef Rottenaicher, Regensburg, 14.05.2013 (Robert Walz)
Ulrich Ruisinger, Reutlingen, 11.06.2013 (Robert Walz)
Franz Sauter, Epfendorf, 22.04.2013 (Robert Walz)
Bischof Dr. Paul-Werner Scheele, Würzburg, 22.11.2012 (Robert Walz)
Dr. Felix Schlösser CSsR, Bonn, 07.05.2013 (Robert Walz)
Prof. Dr. Michael Schmolke, Salzburg, 19.07.2013 (Robert Walz)
Hans Schraml, Waldsassen, 15.04.2013 (Robert Walz)
Prof. Dr. Bernhard Servatius, Bad Wiessee, 13.08.2013 (Robert Walz)
Dieter Simmeth, Aichach, 25.06.2013 (Robert Walz)
Weihbischof Max-Georg von Twickel, Salzbergen, 03.06.2013
Roswitha Verhülsdonk, Koblenz, 17.06.2013 (Robert Walz)
Ministerpräsident Dr. Bernhard Vogel, Fulda, 13.06.2010 (Richard Hartmann)
Dorothea Wermter, Waldalgesheim, 26.02.2014 (Robert Walz)
Kardinal Friedrich Wetter, München, 14.08.2013 (Robert Walz)
Ordinariatsrat Dr. Karl Wölfl, Pentling, 05.08.2013 (Robert Walz)
Dr. Hans-Joachim Zobel, Dresden, 20.03.2014 (Robert Walz)